L. germ.
156.m

…germ.
156m
Leuchs

<36631975680016

<36631975680016

Bayer. Staatsbibliothek

Anleitung
zu
einer erleichterten, verbesserten
Rechtschreibung
der
deutschen Sprache,
so wie zur
Erlernung fremder Sprachen;
nebst
Bemerkungen über den Nuzen des Sprachstudiums, über die beste Aussprache, und einer Vergleichung der deutschen und lateinischen Buchstaben

von
Erhard Friedrich Leuchs,
Mitglied des Großherzl. Badischen landwirthschaftlichen Vereins ꝛc.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Nürnberg, 1832.
Bei C. Leuchs u. Comp.

Wd

156 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
zur ersten Auflage.

Vielfältige Vergleichungen der Rechtschreibung der deutschen Sprache und der mit ihr verwandten Sprachen, und Abwägen der Gründe, die sich für das Hergebrachte vorbringen lassen, haben den Verfasser auf die Meinung geleitet, daß die Rechtschreibung, für so fest begründet man sie auch hält, seitdem manche unpraktische Neuerungen an dem althergebrachten Gebrauche scheiterten, noch wesentlicher Verbesserungen fähig sei, um sie mit ihrem Zwecke selbst, und der Orthographie der deutschen Tochtersprachen in Einklang zu sezen. Diese Ansichten auszusprechen, ist Zweck dieser Schrift.

Dem Gebrauch und der Abstammung wurde stets gehuldigt, wo es ohne Nachtheil geschehen konnte.

Die Einfachheit und der Nuzen der gemachten Vorschläge werden jedem einleuchten, auch sind sie eben nicht auffallend, noch

schwer einzuführen; fast alle wurden von verschiedenen Schriftstellern, und besonders von öffentlichen Blättern, schon theilweise angenommen, oder sind in der schwedischen dänischen, und holländischen Sprache gebräuchlich, und also wohl einem Theil, aber nicht dem großen Ganzen fremd.

Das Erlernen der Rechtschreibung, das Lesen, Schreiben und Sezen wird dadurch sehr erleichtert, und ich glaube kaum, daß man andere gewichtige Gründe dagegen anführen kann, als den, daß die Schriftsteller aus diesem oder jenem Zeitalter anders schrieben, und sie also Neuerungen sind.

Die allgemeine Einführung wird am besten durch theilweise Annahme einzelner Neuerungen, und schwankende Orthographie (zwischen der alten und neuen) vorbereitet, damit sich das Publikum gewöhnet, auf das, was blos Sache des Gebrauches ist, nicht eine übertriebene Wichtigkeit zu legen, und endlich das Bessere und Einfachste von selbst ergreift.

Nürnberg, den 31. Mai 1827.

E. F. Leuchs.

Vorbericht
zur zweiten Auflage.

Der Beifall, welcher der ersten 1827 erschienenen Ausgabe dieser Schrift zu Theil wurde, bestimmte den Verfasser, eine zweite zu veranstalten, bei der an den frühern Vorschlägen (die auf S. 33 ausgenommen) nichts verändert worden ist.

In dem gegenwärtigen Zeitalter, wo alle Völker Verbesserungen und Vereinfachungen zu treffen bemüht sind, ist es auch Pflicht für die Deutschen „hinsichtlich ihrer Sprache" nicht zurükzubleiben, welche, wie in diesem Buche gezeigt wird, noch mancher Verbesserungen und Vereinfachungen bedarf, und glücklicher Weise mehr als jede andere dazu geeignet ist, da bei ihr Aussprache und Schreibart nicht zu sehr abweichen.

Der Weg, den unsere gelehrten Sprach=

forscher bisher meistens eingeschlagen und mit großer Beharrlichkeit fortgesezt haben, kann zu keinem günstigen Erfolge führen, weil er ganz dem Zwecke entgegen ist. Sie fragen nicht, welche Regeln der Aussprache, des Schreibens, welche Buchstaben, sind nöthig, damit wir auf das Leichteste und Einfachste Sprechen und Schreiben lernen?

Mühsam forschen sie in allen alten Schriftstellern nach, um die richtige Schreibart und Aussprache jedes Wortes zu ergründen, als ob eine nicht mehr geltende Aussprache und Schreibart die richtigere sein könnte. Hier soll ä besser sein, als das bereits gangbare e, weil das älteste Wort ein a hatte, hier tz, wenn es ein t, tt, hatte; y, weil man früher y oder ij schrieb: und in lateinischen Wörtern ä, ph, tion etc. für e, f, zion etc., weil man natürlich auf die älteste Schreibart, auf die altrömische, nicht auf die neurömische (italienische) zurükkommen muß. Die Richtigkeit der Regeln steht mit ihrem Alter in geradem Verhältnisse. Auf diese Art könnte man dahin gelangen, zu schreiben, wie man nicht mehr spricht.

Einen merkwürdigen Beweis großer vergeblicher Mühe gibt der langgeführte, und beinahe noch nicht beendigte Streit, ob man deutsch oder teutsch schreiben und sprechen müsse! Und Jahrhunderte könnten in ähnlichen Streitigkeiten vergehen, ehe die richtige Schreibart aller Wörter ausgemittelt ist. Jeder hat Recht und Unrecht, je nachdem er diese oder jene Urkunde, diese oder jene verwandte Sprache und den Sprachgebrauch zu Hülfe nimmt. Hunderte von Wörtern könnten z. B. am Anfang und Ende ihr t und d mit d und t vertauschen, je nachdem man die eine oder andere Quelle zur Berichtigung der Schreibart benuzen will.

Anders verfuhren die Italiener und Franzosen. Befolgten sie etwa die Abstammung, als die lezten die Endung ois der Zeitwörter durch ais ersezten, und die Italiener, indem sie das h aus bei den von dem Lateinischen abstammenden Wörter wegließen, statt tion, zione, statt ph f sezten?

Mögen auch wir den andern Völkern nachahmen und uns mehr um Zweck und

Absicht des Schreibens und der Sprache, als um die stets ungewisse, und meistens nuzlose Abstammung bekümmern.

In den Rheingegenden und überhaupt in dem westlichen Deutschland, das dem östlichen an Cultur vorangeht, sind mehrere der hier vorgeschlagenen Veränderungen bereits, wenn auch nicht in den Schulen, doch im practischen Leben angenommen, und in vielen Handelsbriefen findet man bereits kein y, kein ck, kein tz mehr.

Da in diesem Buche die meisten Regeln der Orthographie vorkommen, so hielt man es für angemessen, den vorigen Titel „Vorschläge zu einer bessern Rechtschreibung der deutschen Sprache, nebst Bemerkungen über den Nuzen des Sprachstudiums, über die beste Aussprache und einer Vergleichung der deutschen und lateinischen Buchstaben rc." mit dem jezigen zu vertauschen.

Einleitung.

Die Rechtschreibung der deutschen Sprache hat in den lezten Zeiten wenig Veränderungen erfahren; Ursache ist die geringe Wichtigkeit, welche man auf diese Sache legte, da bey den raschen Fortschritten aller Wissenschaften die Aufmerksamkeit auf andere Angelegenheiten gerichtet wurde, so wie auch die Achtung, welche man vor dem Schreibegebrauch hegte, die alles blind nachahmen hieß. Eine andere Veranlassung waren die Neuerer selbst, indem sie oft, grammatikalisch alterthümlich und ohne Rücksicht auf den Gebrauch, Abänderungen machten,

die der Bequemlichkeit des Schreibenden und dem Auge wenig zusagten.

Da jede Sprache nur in dem übereinstimmenden Gebrauche der Redenden und Schreibenden besteht, so kann man sie nur im Geiste des Bestehenden abändern, aber nicht umgekehrt und auch die sprachrichtigste Neuerung ist gewissermassen so lange ein Fehler, bis sie allgemein angenommen wird, eben so eine feinere und gebildetere Aussprache, so lange sie nicht die Mehrheit für die bessere anerkennt. Es entscheidet also auch hier, wie in allen irdischen Dingen, die physisch-geistige Uebermacht; sie muß auch über diese Schrift entscheiden. In der Sprache gibt sich der Geist eines Volkes kund, und da der Geist steten Veränderungen unterliegt, muß auch die Sprache sich ändern, und mit ihr entweder auch die Rechtschreibung und der Styl, oder die Aussprache, oder beyde zugleich. Diese Veränderungen waren bey den verschiedenen Völkern,

mehr oder minder bedeutend, je nach den Einflüssen, die auf den Geist und ihre sittlichen Einrichtungen im Laufe der Zeiten wirkten. Alle haben ihre Aussprache verändert und eben so auch die Orthographie, manche machten jedoch in der Orthographie bey ganz veränderter Aussprache wenig Aenderungen, damit die alten Schriften lesbar blieben. Zu diesen letztern gehören die Franzosen und Engländer. Die Italiener haben dagegen die Sprech- und Schreibart des Italienischen ganz nach den Anfoderungen des neuern Geistes der Zeit abgeändert. Weniger Veränderungen in der Orthographie und der Aussprache hat die hochdeutsche Schrift-Sprache erlitten, weil sie, aus der oberdeutschen und sassischen entstanden, für die Schriftsteller beider Stämme gewissermaßen als eine todte anzusehen ist, und in Deutschland nicht von einer Hauptstadt die gute Aussprache, oder die Mode in der Sprache ausging, auch keine Akademie die Macht hatte, die Regeln der Orthographie festzusetzen.

Die Veränderungen in der deutschen Sprache geschahen deshalb nur langsam und theilweise. Ueber den Gebrauch des i statt des y sind schon weit über hundert Jahre vergangen, und noch ist diese Neuerung nicht allgemein geworden. Man könnte sich daher nicht wundern, wenn, im Fall einige der von mir vorgeschlagenen Neuerungen Beifall finden sollten, noch ein anderes Jahrhundert verfließen dürfte, ehe nur die eingänglichsten allgemein werden, obgleich sie dem Geiste, dem die Veränderungen in unserer Sprache gefolgt sind, nicht fremd sind.

Ich ging von dem Grundsatze aus, daß man von der Abstammung, wo sie nur noch Reliquie ist, und als ein Hinderniß erscheint, abgehen müsse, wie dis bey den Buchstaben y, tz, pf, ck der Fall war, dagegen habe ich alle Regeln über Unterscheidungs-, Dehnungs- und Vergrößerungsbuchstaben beybehalten, mit der Ausnahme, daß ich sie, dem Geiste der Sprache gemäß, einigen Einschränkungen unterwarf.

Diese gingen meistens aus dem Zwecke, den man bey der ersten Einführung hatte, selbst hervor.

Mehr Einwendungen werden, besonders gegen die Vorschläge und Ansichten wegen der Aussprache gemacht werden, weil sie zum Theil von den bisherigen abweichen. Indessen sind diese Vorschläge mit dem Geiste in Einklang, dem alle europäischen Sprachen folgten, und selbst mit dem, welchen die deutsche Sprache bisher beobachtete, und es ist wahrscheinlich, daß künftig eher so, als anders gesprochen werden wird.

Um den allmähligen Fortschritten, welche jede Sprache macht, zu folgen, und dem Auge des Lesers Anlaß zum Vergleiche zu geben, habe ich jede Neuerung erst in dem Abschnitte, der von ihr handelt, angefangen zu schreiben, und so aus der Schrift selbst eine orthographische Musterkarte zur beliebigen Auswahl gemacht. Auch sind die

die Meinungen bekannter Sprachforscher stets zuerst angeführt.

Nach diesen kurzen Andeutungen gehen wir zu den Vorschlägen selbst über.

Erste Abtheilung.

Bemerkungen über die Rechtschreibung.

Von dem y.

Man kann diesen Buchstaben bereits für verbannt aus deutschen Wörtern ansehen, indeß wird es doch gut seyn, die Meinungen berühmter Grammatiker darüber anzuführen.

Heinsius sagt in seinem Teut, oder Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft, Berlin 1819. 1r Bd. S. 436.

„Das y, welches aus ij entstanden *) also ein doppeltes i ist, und zugleich das griechische υ vertritt, könnte jetzt ohne Nachtheil mit i

*) „So schrieben die Gothen z. B. frijan für freien."

vertauscht werden, wie es auch schon in vielen Wörtern, als in meinen, Meier, Heide geschehen ist. Nur wenige Schriftsteller behalten es noch in Ey, frey, Freyheit, Freyer, schneyen, zwey, dabey, bey und überhaupt in den meisten Wörtern, welche sich auf ey endigen, bei. Am besten thut man wol, es nur in solchen zu gebrauchen, welche von den andern ihnen ähnlichen dadurch im Schreiben unterschieden werden sollen, als seyn, zum Unterschied von sein *), und in Wörtern, welche aus dem Griechischen herkommen, als Styl, Sylbe, Leyer **)"

*) „So wenig auch die Bezeichnung des Unterschiedes zwischen seyn (esse) und sein (suus) nöthig ist, so kann man sie doch nicht geradezu tadelhaft und lächerlich finden, denn sonst müßte man auch die Unterschiede zwischen wieder und wider, Saite und Seite, Thau und Tau, Thon und Ton verwerfen."

**) „Einige Schriftsteller haben den Grundsatz angenommen, in allen Wörtern griechischen Ursprungs, worin das y zwischen Konsonanten steht, statt desselben ein ü zu setzen, wie schon Gottsched vorschlägt. Sie schreiben daher Aegüpten, Stül, Sülbe, und stützen sich dabei auf die Analogie anderer aus dem Griechischen abgeleiteten Wörter, z. B. Thür, Feuer, über;

„Man thäte wol, wenn man das y nirgends anders gebrauchte, als

1) in Wörtern die von griechischem und andern fremden Ursprung sind;

2) in manchen einheimischen eigenen Namen, und

3) allenfalls in den Wörtern, wo ein y oder ij dadurch angezeigt wird, (z. B. Bay, pfuy, wie wol man auch Baj oder Bai, pfui schreiben kann, (Heynatz deutsche Sprachlehre, 3te Auflage, Berl. 1777. S. 72)."

Adelung sagt in seiner 1788 erschienenen Anweisung zur deutschen Orthographie S. 92.: „Der Sprachgebrauch erklärt sich noch jetzt für die Beibehaltung des y, allein es kann seyn, daß sich dieser Buchstabe in der Folge aus der Schrift verliert, aber das z wird gewiß nicht verstoßen werden, es müßte sich denn das dunkle Gefühl der Nothwendigkeit, die nächste Abstammung zu bezeichnen, ganz verlieren wovon doch eher das Gegentheil zu vermuthen ist." *)

---

deren Ableitung aus dem Griechischen aber freilich wol nicht so erwiesen seyn möchte."

*) Adelung sah also das Schicksal der y auf ein Vierteljahrhundert vorher; lassen wir noch ein-

Aus obigem wird man ersehen, daß es am zweckmäßigsten ist, das y in allen deutschen Wörtern, mit i zu ersetzen, und eben so in griechischen Wörtern, die man ohnedem so selten als möglich gebrauchen sollte. Die jetzige (feine) Aussprache läßt in keinem Worte ein ij hören, die noch feinere plattdeutsche Sprache hat gar keine Doppellaute, eben so wie die dänische und schwedische. Sie sagt statt beide, beede, für meinen, menen, wo die schwerern süddeutschen Mundarten noch (oder wenigstens in früherer Zeit) beijde, meijnen hören lassen. Da nun die hochdeutsche Sprache aus beiden entsprang, mußte sie nothwendig aus ee und eij das arithmetische Mittel nehmen, und ei sprechen, obgleich man noch das y beibehielt.

Das y gewährt keinen Nutzen mehr, dagegen gewinnen durch Ersetzung mit i die Schreiber, Leser, Setzer und Buchdruckereien

---

mal so viel Zeit verfließen, und das ß wird nicht mehr seyn. Haben doch manche Schriftsteller das dunkle Gefühl der Abstammung ganz verloren, und die meisten, theilweise, bei Wörtern, wie heißen, beißen (beizen) wo es doch, selbst nach Adelung, klar und stark seyn sollte.

an Zeit, Raum, Kostenaufwand, und die Leser durch erleichtertes Lesen der Bücher, indem y (von weitem gesehen) leicht mit n zu verwechseln ist, also bei flüchtigem Lesen das Auge mehr anstrengt.

Von dem ck.

„Das k und ck werden oft mit einander verwechselt, letzteres kann nie im Anfange eines Wortes, sondern nur in der Mitte und am Ende stehen, und zwar nur wie andere Konsonanten nach einem geschärften Vokal, nicht aber nach einem gedehnten. In Locken, Sack, Bock, Druck, Schmuck, Rock, spucken, Hacken, Höcker sind a, o und u geschärfte Vokale und erfordern deshalb nur ein ck nach sich. In Ekel, Haken ꝛc. sind e, a gedehnt, und leiden daher nur ein k nach sich. Eben so ist es, wenn ein Diphtong vorhergeht: gaukeln, Pauke. In zweifelhaften Fällen darf man auch hier nur das Wort abändern, und auf die richtige Aussprache achten, als Stock, in der Mehrheit Stöcke, nicht Stö-ke.“

„Wenn man bei den aus dem Lateinischen in das Deutsche übergetragenen Wörtern das c in k verwandelt, so darf dis nie in ein ck über-

gehen, es mag ein Vokal oder Konsonant vorstehen, als Subjekt, Objekt. Statt ck ein kk zu schreiben ist kein hinreichender Grund vorhanden, wie wol es bei der Abtheilung der Silben oft nöthig sein kann, wie in schmük-ken, bak-ken. Nach einem Konsonanten folgt beständig k, nie ck, als Harke; offenbar ist das ck nur ein Zeichen für die Kürze des vorhergehenden Vokals, so wie das ch (flach, Schach, Bach) und das tz (Katze) (Teut 1r Bd. S. 442)

„Einige können sich nicht entschließen zz oder tz zu schreiben, sondern gebrauchen nur z. z. B. die Säze. Andere haben die Ungereimtheit noch weiter getrieben und auch für ck oder kk beständig ein einfaches k gebraucht. (Heynatz deutsche Sprachlehre. S. 91.)

Adelung erhebt sich S. 174 seiner deutschen Orthographie gegen die Grille einiger neuerer Sprachforscher, nach welchen das k ein doppelter Buchstabe seyn soll, welche sie zu allerlei Neuerungen benutzten und zeigt, daß es ohne Nutzen ist, statt ck ein kk zu setzen. Hierin muß man ihm Recht geben.

Die sogenannte Ungereimtheit statt ck blos k zu gebrauchen, scheint jetzt allgemeiner zu wer-

den, wie man dis an mehreren Zeitschriften bemerken kann. — Stollberg und andere Schriftsteller haben ebenfalls statt ck, k geschrieben.

Um die Frage, ob man statt ck, k schreiben könne, zu entscheiden, wollen wir sehen, welche Vor- und Nachtheile daraus entstehen.

In Adelungs Wörterbuch kommen nur folgende Wörter vor, die ein k bedürfen sollen: Bakel (von bacculus), blöken, Pokal, Ekel, Fabrik, Gaukeln, Pauke, Tombak, Häkse, Höker, Hökerin, Krakel (von dem holländischen Krackel) Lake, Makrele, Matrikel, Oker, Rekel, Schäkern, Mäkern, Spuken, Wake.

Diese Wörter werden fast alle in einem großen Theil Deutschlands geschärft ausgesprochen, und man könnte daher hier auch das k wie ck aussprechen. Wenn man ein ck nach Diphtongen setzte, Pauke 2c., würde es übrigens doch nur wie k lauten. Die Regel k wie ck auszusprechen, die man annehmen muß, wenn man das ck abschaft, hat also bei diesen Wörtern keinen Nachtheil. Das einzige Hinderniß geben die Worte: Haken, Bake (oder Baake), Lake, Mäkeln, Mäkler, Quäker, und allenfalls noch Koker, Hauk, Kak, Gökelhahn. — Gieke, Pieke, Spiek (von spica), Raaken, Wiek sind durch ihr e oder aa gegen die scharfe Aussprache gesichert.

Aber diese könnte man verlängern, und z. B. Haaken 2c. schreiben oder ihre Aussprache erlernen, welches keine Schwierigkeiten haben kann, weil wir ohnedem in den fremden Wörtern: Apotheker, Physik, Musik, die gedehnte, und die geschärfte in: Logik, Mathematik, Arsenik, Ammoniak 2c. erlernen müssen.

Die Regel, k wie ck auszusprechen und letzteres nicht mehr zu gebrauchen *), würde für die Aussprache, da man nach Konsonanten (Bank, Banck) ck dennoch nicht schärfer, als k aussprechen kann, keinen Nachtheil haben, und dadurch ein Buchstabe und wenigstens 3 Regeln erspart werden; ck ist überdis ein den Augen mißfälliger und fast doppelt so viel Raum einnehmender Buchstabe, als k.

Von dem tz.

„Das z steht nach einem Konsonanten als in Glanz, das tz aber, weil es wir als einen doppelten Konsonanten behandeln, nur nach einen geschärften Vokal, als: Blitz, Witz 2c. da-

*) In Schwedischen hat man k und ck, da aber keine Dehnungszeichen gebraucht werden, so ist das ck nöthiger, als im Deutschen.

her auch nicht nach einem Diphtong, also nicht Reitzen, Geitz, weil diese Wörter gedehnt werden. In lateinischen oder französischen Wörtern findet nie ein t statt. Wir schreiben also Justizrath und nicht Justitzrath, Miliz und nicht Militz!" (Teut 1r Band S. 447.)

„Der Buchstabe z drückt eigentlich den stärksten Sauselaut, das ist ein verstärktes s aus, und kommt am öftesten nach den flüssigen Buchstaben l, n, r und nach t vor, z. B. Stolz, Tanz, kurz, Witz rc. Wie nun die erstern drei Buchstaben, (l, n, r) alle Mal zur Wurzel gehören, so gehört auch das t in allen Wörtern, in denen der zusammengesetzte Buchstabe tz vorkommt, zur Wurzel. tz ist also keineswegs (nur einige Wörter ausgenommen z. B. Dutzen, Dutzend) so viel als zz und findet nur in solchen Wörtern statt, deren Wurzeln sich auf t endigen z. B. in Geitz (von dem alten geit, begierig) Glatze (von glatt), Tatze (vom französischen tâter), ätzen (vom niedersächsischen eten), wetzen (von dem alten wets, scharf). Man wird selten, vielleicht gar nie fehlen, wenn man nach einem Hilfslaute tz, und nach einem Hauptlaute z schreibt. (Wismayr Grundsätze der hochdeutschen Sprache, Salzburg 1803. 1r Band. S. 64.)

Adelung dehnt sich weitläufig in seiner Orthographie S. 199—210. über diesen Buchstaben und die Nothwendigkeit, ihn beizubehalten, aus, und zieht daraus folgende Regeln für die Rechtschreibung.

„Das tz ist unläugbar aus t und z zusammengezogen, wovon das t zur Wurzel gehöret, welches daher dem Gesetze der Abstammung zu Folge auch geschrieben werden muß. Es kann folglich weder durch ein einfaches z noch durch zz ersetzet werden, weil beide gleich fehlerhaft sind. Fallen gleich viele dieser Wörter in die entfernte Abstammung, indem ihre Wurzeln längst verloren sind, so werden sie durch die gewöhnliche Schreibart doch noch erhalten, dagegen die Neuerung den Bau des Wortes ohne alle begreifliche Absicht, folglich aus bloßem Frevel zerstöret. Ergetzen erinnert mich sogleich an gaudere und andere verwandte Wörter, der Wurzel auf die Spur zu kommen und den dunkelen Begriff aufzuklären, aber ergezzen würde mich nur irre leiten, und mich zu einer entweder nie vorhandenen oder doch ganz falschen Wurzel ges, gez verweisen, auf welchem irrigen Wege Gottsched das Wort von Götze ableitete. Die entfernte Abstammung kann freilich keinen Grund abgeben, die gewöhnliche

Schreibart eines Wortes zu ändern; aber wenn die Sprache jene einmal allgemein bezeichnet, so weiß der Wortforscher ihr das Dank, und nur der Muthwille und die Schadenfreude kann so etwas zerstören, ohne einen begreiflichen Nutzen, davon zu haben. Denn sizzen, verlezzen, ist doch weder leichter, noch kürzer, noch verständlicher, noch schöner, als sitzen und verletzen."

„Man schreibe kein tz wo sich kein t in der Wurzel annehmen läßt: folglich nicht Hertz, Schertz, Schmertz. Kauz, der bekannte Vogel, hat vermuhlich den Namen von seinem Geschreye, denn gauzen, kauzen wird im gemeinen Leben häufig von dem Heulen der Hunde gebraucht. Hier ist kein Grund für ein t vorhanden, denn das Wort ist eine Onomatopöie, gau-zen, wie man sagt mau-zen, äch-zen, krach-zen, schnallzen; duzen, du zu jemand sagen, wie man schreibt: erzen, ihrzen, folglich nicht dutzen, ob man gleich im gemeinen Leben so spricht. Wäre Kreutz, bey dem Ottfried Cruce, unmittelbar von dem Lateinischen crux, crucis, so könnte es auch mit einem z zufrieden seyn, allein diese Abstammung ist noch ungewiß. So ist mir auch kein etymologischer Grund bekannt, warum man eben Schweitz und Schweitzer, und nicht vielmehr

Schweiz und Schweizer schreiben müsse. Hingegen heit-zen, beit-zen, Weit-zen, spreit-zen, reit-zen und andere ähnliche können das t nicht entbehren, weil es zur Wurzel gehöret, wie sich aus den verwandten Wörtern und theils noch vorhandenen Wurzeln erweisen läßt."

„Einige wenige Fälle gibt es indessen doch, wo das tz anstatt zz zu stehen scheinet; z. B. das schon gedachte Dutzen, so fern man es geschärft ausspricht; das Dutzend, aus dem mittlern Lat. duzena Franz. dousaine, und vielleicht noch einige andere, wo der vorhergehende geschärfte Vocal die Verdoppelung erfordert. Allein diese Fälle sind gegen die große Menge derer, wo das t augenscheinlich zur Wurzel gehöret, sehr unbedeutend, und denn würde auch das kein hinlänglicher Grund seyn, diese Wörter mit einem zz zu schreiben, und den allgemeinen Gebrauch ohne erweislichen Nutzen zu verletzen; zumahl da mehr als gewöhnliche Sprachgelehrsamkeit dazu gehöret diejenigen Fälle mit Gewißheit zu bestimmen, wo das t nicht mit zur Wurzel gehöret, und es zuletzt doch nur größten Theils auf Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten hinausgehen würde, indem fast alle Wörter dieser Art in die ersten und frühe-

sten Zeiten der Sprache fallen. So würde es zwar einigen Schein haben, wenn man behaupten wollte, daß z. B. ätzen, beitzen, schlitzen, schmitzen in beschmitzen, schwitzen, hitzen, und Witz Intensiva wären, welche durch Schärfung der mittlern Consonanten von essen, beissen, schleissen, schmeissen, schweissen, heiß und wissen gebildet worden; aber es würde doch sehr gewagt seyn, zumal, wenn man einen solchen bloß muthmaßlichen Satz zu Aenderung einer allgemein üblichen Orthographie mißbrauchen, und um deßwillen äzzen, beizzen, schlizzen, schmizzen, schwizzen, hizzen und Wizz schreiben wollte, weil ss nur in zz geschärft werden könne. Die Verba essen, beissen u. s. f. sind selbst schon Intensiva, wie aus dem verdoppelten Consonanten erhellet; daher es wahrscheinlicher ist, daß die Formen auf tz bloße Seitenverwandte sind, welche vermittelst der gewöhnlichen Ableitungssylbe s e n von einer Wurzel gebildet worden, welche sich auf ein t endigte, zumahl da sich eine solche Wurzel in den verwandten Mundarten und Sprachen immer noch findet, wohin z. B. die Niedersächsischen eten, biten, schweten, und die alten slitan, smitan gehören. Es ist also das sicherste und beste, das tz da beyzubehalten, wo

es einmal den allgemeinen Gebrauch für sich hat.“

Das tz lautet geschärfter, als ts, aus dem es zum Theil entstanden ist; indem man daher tz mit zz ersezt, müßte man z. B. das Wort sezzen, wie sets . tsen aussprechen. Auch gewinnt man mit zz nichts an Sprachrichtigkeit, noch an Arbeit, Raum, und Schönheit der Schrift.

Mit einem tz wurden bisher folgende Worte geschrieben:

Atzel, Atzung, ätzen, beitzen, Blitz, Dutzend, Flitzbogen, Flötz, flötzen, Geitz, Gekritzel, hetzen, Hitze, heitzen, itzo, jetzt, Katze, Kibitz, Kitze, Kitzel, kitzen, Ketzer, kratzen, kotzen, Latz, Litze, verletzen, Matz, Metzger, Metze, netzen, Netz, nutzen, protzen, Petz, Platz, Pratze, putzen, Reitz, Ritze, Rotz, schätzen, schmatzen, schnitzen, schlitzen, schwitzen, setzen, verletzen, Satz, Schmutz, Schutz, Spitze, spreitzen, spratzen, spritzen, stutzen, schwätzen, Tatze, wetzen, Witz, Weitzen, Zatze, Zitz, Zitze.

Ein bloses z haben die Wörter:

Azur, Bauz, Bezoar, Brezel, duzen, Grazie, hazardiren, Kauz, Kreuz, Patrize, Patrizier,

Prozeß, schneuzen, Schnauze, Schweiz, Spaz, Spazieren, Spezerei, Strapazen, Striezel.

Der Hauptgrund für die Beibehaltung des tz, ist die Abstammung; indessen hat diese selbst so viele Abweichungen, daß sich dieser Buchstabe kaum rechtfertigen läßt, denn:

1) haben die meisten Wörter in welchen z nach Konsonanten folgt, in der plattdeutschen, schwedischen und englischen Sprache ein t oder d, und sollte man daher, gemäß dieser Abstammung tz schreiben.

2) haben fast alle Wörter, wo tz auf Vokale folgt, in diesen Sprachen t, tt.

Daher es genügt, daran zu denken, daß in der Wurzel fast nie z, sondern statt desselben t vorhanden ist, um z. B. beim Lesen des Wortes: sezen, (wenn man es ohne tz schreibt) erinnert zu werden, daß die Wurzel setten ist.

3) Folgt man dem Gesetze, daß Wörter, wo das z auf Vokale folgt, die in der Wurzel ein t haben, tz bekommen müssen, so sollten auch alle von fremden ein t habenden Wörtern abstammenden, ein tz bekommen, als: Justitz, Militz, Terentz von justitia, militia, Terentius.

4) Hat man das Gesetz der Abstammung, gegen Adelungs Vorschrift, in Wörtern, wie Weizen, Beizen, Heizen, Reiz übertreten, indem man z statt tz gebraucht, wo die Wurzel t ist, wie z. B. die schwedischen hveta, beta, heta, retelse beweisen. Zwar kann man nach Doppellauten nicht wol geschärft aussprechen, wenn man sich aber an Abstammung halten will, muß man auch einen überflüssigen Buchstaben stehen lassen. Sehen wir auf die Aussprache, so macht

5) das deutsche Wort Aetzen vielleicht die einzige Ausnahme von der Regel, daß tz geschärft lautet, und dagegen machen

6) die von fremden Sprachen entlehnten Worte Miliz, Nazion, Lazareth, Justiz, Magazin, Matrize, wieder eine Ausnahme, denn man sollte nach der jetzigen Regel Justiez, Miliez ꝛc. sprechen. Nur das fremde Wort Grazie hat den gedehnten Laut.

Wir haben also zum richtigen Gebrauch eines Buchstabens 6 Regeln nöthig, wo die eine genügte:

z lautet geschärft wie tz; und zwei Buchstaben (z und tz), die sich wechselseitig vertreten, und durch einen einzigen (z) ersezt werden könn-

ten, wie das bereits bei den ij (y) geschehen ist. Der Gebrauch des z für tz, kann nur bei dem Worte Aetzen und Grazie zu einer falschen Aussprache führen, denn nach Konsonanten und Diphtongen kann man ohnedem nicht geschärfter aussprechen, als es bei dem einfachen z geschieht, und wo z auf Vokale folgt, und kein Dehnungszeichen steht, trifft man bei der Schärfung gerade die rechte Aussprache mit Ausnahme obiger zwei Wörter, und vielleicht noch einiger französischen, deren Auswanderung über den Rhein zu wünschen wäre.

Für die Sprache, den Unterricht, die Schreiber, Sezer und Leser und selbst für die Schönheit der Schrift, ist die Verbannung des tz ein großer Gewinn.

Von dem ß.

Haben wir bei dem tz gezeigt, daß es nicht blos entbehrlich, sondern sogar ein der Sprache nachtheiliger Buchstabe ist, so gilt dis noch mehr bei dem ß, das bald s, bald ss vertritt, und bald wie ß, oder als ein Mittellaut zwischen s und ss, lauten soll, aber selten so gehört wird.

„Das ß wird allemal da gesezt, wenn ein geschärfter Vokal vorher geht z. B. Haß, Stoß,

naß, wußte. Es bezeichnet aber auch ein geschärftes s nach einem gedehnten Vokal: Muß, Gruß, Spaß. Bei einem nicht ganz verwahrlostem Gehör, wird man den Unterschied zwischen s und ß leicht wahrnehmen, man verlängere nur das Wort, so wird man auch mehr als ein s hervortönen hören ꝛc."

„Nun ist aber noch ein Unterschied zwischen ß und ss. Das ß geht nämlich in ss über, wenn es zwischen zwei Vokalen steht, von denen der erstere geschärft ist, z. B. gießen, daraus wird gegossen ꝛc. Endigt sich aber die vorhergehende Silbe mit einem gedehnten Vokal, so bleibt auch das ß: Gruß, Grüße, Spaßes, Fleißes. (Heinsius deutscher Rathgeber 1806 S. 228.)

„ß bezeichnet zweitens: (Heinsius Teut 1r Bd. S. 445) ein doppeltes s (ss) nach einem geschärften Vokal, am Ende einer Silbe, als Haß, häßlich, Schloß, wußte, ißt, mißt, Sprößling, Roß, goß, schloß, naß, da es denn, wenn ein geschärfter Vokal vorhergeht, und ein anderer Vokal darauf folgt, auch in ein ss übergeht, als: wissen, hassen, Schlösser, sprossen, essen, Messe, Rosse, Wasser, beflissen, küssen, Bissen, lassen, flüssig. Nie aber schließt ein

Wort mit ſſ*), alſo nicht muſſ, ſondern muß. In größer und vergrößern iſt die Ausſprache unbeſtimmt, denn man ſagt auch größſer und vergrößſern. Man ſollte auch, wenn ein e ausgeſtoßen wird, das ſſ behalten, und verlaſſ'ner iſſ't ſchreiben, aber der Schreibgebrauch ſezt gerne ein ß, alſo Verlaß'ner, ißt. Ganz falſch aber iſt es, zu ſchreiben ſtößt, ſproſt, iſt, küſt, denn der Infinitiv hat ja ein ß, oder ſſ: ſtoſſen, ſproſſen, eſſen, küſſen ꝛc."

„Wenn man den Gebrauch des ß für ſſ abſchaffen könnte, ſo würde manchem das Leſen ſolcher Wörter ſehr erleichtert werden." (Heynatz deutſche Sprachlehre S. 42.)

Als Regel bemerkt noch Heynatz: merke man ſich diejenigen Wörter, wo man ein ß ſprechen muß (?), wenn gleich manche Provinzen ein bloſes einfaches ſ darin ſchreiben: auſen, von auſen, auſer, äuſerlich, äuſern, beiſen, blos, bloſer, entblöſen, drauſen, Fleis, Fus, Geiſel, genieſen, gieſen, gleiſen, Grus, hauſen, heis, heiſer, heiſen, Mas, Maſe, anmaſen, Meiſel, Preuſen, Neiſe (der Fluß), Pleiſe (der Fluß), Queis (der Fluß), zerreiſen, ſpleiſen,

*) Wol deswegen, weil ß ſchöner ausſieht, als ſſ.

schmeisen, Schweis, Spies, Strase, Straus, süs, weis."

„Das ß wird von einigen in so ferne es ein scharfes s bedeutet, ganz verworfen, daher schreiben sie grose, Schöse, allein diese Schreibart hat wenig Beifall gefunden." (Heynatz ebendas. S. 87).

Adelung unterscheidet in seiner Orthographie S. 181 die drei Laute des s, als s, ß und ss, beweist jedoch, daß die Aussprache sehr unbestimmt ist, indem er von dem einfach geschärften s (ß), in aßen, groß, Floß ꝛc. sagt: Dieses ß ist der Stein des Anstoßes der meisten Oberdeutschen, welche in demselben nichts anders als in s hören wollen; so wie der Schlesier, welche ihn immer gern in ein doppeltes geschärftes ss verwandeln, und daher auch den vorbeigehenden Vokal schärfen, Flüsse, süsse ꝛc."

Aus diesen Urtheilen und Beispielen ergibt sich, daß das ß zwar ein Mittellaut zwischen ss und s sein sollte, daß man diesen Laut aber nur selten hört, daß die feinere Aussprache s dafür hören läßt, und überdis ß bald für ss, bald (z. B. bei Wörtern die von andern dadurch unterschieden werden sollten) für s steht

und daß daher die Aussprache dieses Buchstabens für jeden Fall erst gelernt werden muß.

In vielen Fällen ist es ein Zeichen der Abstammung, wie das tz, und es fragt sich, ob es nicht gleiches Schiksal haben sollte.

Mit einem blosen s sollte man alle Wörter schreiben, wo eine feine Aussprache (die den Schärfungen ohnedem nicht günstig ist) nur ein ſ hören läßt, und auch die Ableitungen kein ſſ haben, oder wenigstens, wenn sie ein ſſ haben, nicht bekannt oder gebräuchlich sind, als in äßen, maßen, anmaßen, Stoß, stoßen, draußen, außen, außer (von aus) Fuß, Blöße, büßen, erboßen, Kloß, flößen, Floß, groß, größer, Fraß, Gruß, Muß, (zum Unterschied vom Zeitwort muß) Nößel, Schooß (Schos), süß, Straße, (man spricht Strasse und Strase, letzteres ist besser, und der Abstammung von strata gemäser). Ruß (auch mit zu Unterschied von dem Worte der Russe, Rußland) Karnieß, nießen, Radießchen, Rieß, Spieß, Spießen, Spießglanz. Eben so kann ß mit einem ſ in allen Hauptwörtern, wo es auf Doppellaute folgt, so wie auch in solchen Zeitwörtern, vorausgesezt, daß solche in ihren Conjugationen nicht ein ſſ hören lassen, ersezt werden, so wie man das auf Doppellaute folgende

ß schon mit z ersezt hat. Zu diesen gehören: verdrießen, fließen ꝛc. ferner:

Außen, äußern, gleißen, Meißel, schweißen, spleißen, kreißen, dreißig, Fleiß, Geiß, heiß, Schweiß, Strauß (in den 3 Bedeutungen), Reiß, (das).

Man kann nicht wol spleis-sen, aus-sen-sprechen, sondern nur au-sen, splei-sen ꝛc.

Der Gebrauch hat nach und nach das ß mit s ersezt, denn ehemals schrieb man Hauß, Mauß, Beweiß, Kreiß ꝛc.

Dagegen wird ß beibehalten werden müssen in Zeitwörtern, bei denen dasselbe in verschiedenen Zeiten in ein ss übergeht, z. B. in:

Schmeißen (schmiß) verdrießen, sprießen, (sproßte) fließen, genießen, gießen, schließen; ebenso in dem Worte Muße von müssig, und zum Unterschiede von Muse *).

---

*) Nothwendig ist es jedoch nicht, das ß hier beizubehalten, denn man müßte dann auch gleitten, streitten schreiben, weil diese in dem Imperfectum tt haben: glitt, stritt ꝛc. Hier würde die wegen des Doppellautes gemäsigte Schärfung, die Schreibart gleitten, streitten, gestatten.

Von Zeitwörtern abstammende Hauptwörter, die sehr häufig vorkommen, und bei denen nicht jedem gleich die Abstammung einfällt, könnten ß entbehren, wenn es nur wie s ausgesprochen wird, z. B. Gefäs, Fras, für Gefäß und Fraß, Mas (auch Maß, Maaß, Maas geschrieben), von fassen, fressen, messen.

In einigen Wörtern, wo das ß wie ss ausgesprochen wird; hat man es mit ss ersezt. Man könnte ß ganz verbannen, und dafür nur s und ss gebrauchen, weil in den Zeitwörtern, wo es oft in ss übergeht, (z. B. genießen, fließen), das e die Aussprache des ss mildert und es an dem Ende, in den Wörtern:

Amboß, blaß, Aß, Firniß, Fluß, Geschoß, gewiß, Guß, Kuß, Kiß, Schluß, Nuß, in der Endsylbe iß, wie ss lautet und dieses vertritt. In diesem Falle würde aber die Schrift viel an Schönheit verlieren, wegen welcher man allein statt des ss am Ende der Wörter ß gebraucht, daher nichts übrig bleibt, als den Gebrauch des ß nach obigen Regeln einzuschränken, oder das ß statt des ss zu gebrauchen, welches auf die vorgeschlagene Art, ohne Nachtheil für die

Aussprache geschehen kann, und dann ſſ gar nicht mehr zu schreiben.

Die Vortheile dieser Neuerung sind einleuchtend, und bedürfen keiner nähern Auseinandersezung.

Von dem ſſ.

„An der Verdopplung der Konsonanten nehmen einige neuere Sprachlehrer einen grossen Anstos. Freilich hat sie der Lateiner nicht, wenn nicht eine Endvermehrung dazu kommt; denn er schreibt: mel - mellis, far - farris, as - asses, nicht mell, farr; auch nicht der Franzose: baron - baronne, chien - chienne. Aber im Deutschen ersezt diese Verdopplung offenbar den fehlenden Accent, zur Bezeichnung der geschärften Aussprache, und bildet daher den Gegensaz der Dehnungsbuchstaben. (Teut. 1r Bd. S. 432.)“

„Auser der Zusammensezung darf nach einem Diphtongen einen langen Vokal und einen Mitlauter niemals ein verdoppelter Mitlauter folgen. Daher nicht lauffen, paucken, beitzen, scharff ꝛc.“ Auch vor einem andern Konsonanten darf kein verdoppelter stehen, wofern keine Zusammenziehung da ist, oder doch das Stammwort den verdoppelten Mitlaut

schon hat, z. B. die Endung schaft, haft, öfter für oft, sammt, eben so bleibt gegen die Herleitung, ein Buchstaben weg in: also, Brust, Gestalt, Gunst, herschen, Kunst, man, Gewinst, Bekentniß, Sylbe (von syllaba). Das ff verwandeln viele, so oft ein anderer Konsonant folgt, in f z. B. in: hoft, schaft, Hofnung, vortreflich, wofür doch hofft ꝛc. besser ist. (Heynatz deutsche Sprachlehre S. 91 u. 92.)

Die Neuerung statt ff am Ende oder wenn ein Konsonant folgt, ein f zu gebrauchen, es aber, wenn ein Vokal folgt, wieder zu verdoppeln, also: statt Schiff, Stoff, schifft, Oeffnung, Schif, Stof, schifte, Oefnung, und dann wieder Stoffe, offen, Schiffe ꝛc. zu schreiben, hat mehr wider sich, als die vorhergehenden Vorschläge. Für sie kann man anführen:

1) auser dem schon obenbemerkten Gebrauch im Lateinischen und Französischen, den im Schwedischen, wo man z. B. graf, (Graf), grafven (der Graf) schreibt. Hier ersezt das v das zweite f.

2) den Gebrauch in Schifffahrt, und in allen auf schaft (von schafft) ausgehenden Wörtern, ein f wegzulassen, z. B. Mannschaft, Eigenschaft, schafte.

Da es hier um Erwägung der Vor- und Nachtheile der Neuerung ankommt, so folgt ein Verzeichniß aller auf f und ff sich endigenden Wörter, nach Adelungs Wörterbuche und andern.

f lautet wie ff, in: Eigenschaft und allen Wörtern auf schaft, in Lauf, Kauf, auf, oft, Kraft, Kluft, Scherf, Schaft, Taft, Streif.

f lautet einfach in Graf, Schaf, Schlaf, in den Zeitwörtern schuf, traf, in Stief-(mutter), schlief, schief, tief.

ff haben am Ende folgende Wörter: Kuff, Muff, Schiff, Reff- (träger, man spricht aber häufig auch Reef), Raffzahn, Riff, Schaff, Puff, Pfiff, Griff, Kniff, Laff, Paff, Pfaff, schlaff, Stoff, straff, Tuff, schroff, troff (von treffen).

Wird ff am Ende durch f ersezt, so hätte man also nur die Schreibart der Wörter:

Graf, Schaf, Schlaf, traf, schuf, in Graaf, Schaaf, Schlaaf, traaf, schuuf (doch wurde bisher u nie verdoppelt) umzuändern, denn die Wörter: Stiefmutter, schief, tief ꝛc. sind durch das e ohnedis schon gedehnt.

Oder, welches besser ist, man behält ff in schlaff, Schaff (ein Gefäß) bei, welche Worte ohnedem sehr selten vorkommen, und lernt die

gedehnte Aussprache der Worte Graf, Schaf, traf, weil diese häufig vorkommenden Worte durch die Verdopplung des Vokals ein unangenehmes Ansehen bekommen würden.

Indessen hat diese Neuerung zu wenig Vortheile, und verstößt zu sehr gegen die Abstammung und Aussprache, als daß man sie empfehlen könnte, während bei unseren übrigen Vorschlägen dieser Einwand nicht gemacht werden kann.

Eben diese Unbequemlichkeit und geringer Nuzen ist bei der von Klopstock angefangenen Schreibart: kan, komt, kante, solte. Uebrigens würde dadurch eine neue Regel mehr nöthig.

Von dem pf.

„Das pf soll die Aussprache des einfachen f verstärken, wird aber nicht immer so genau unterschieden. Ursprünglich hatten die Wörter in denen es vorkommt, wol nur ein p; bei mehrerer Ausbildung der Sprache sezte man ihnen noch ein f zu. Deutlich hört man es in Kopf, Topf, Schöpfer, pfropfen, so wie überhaupt nach einem Vokal, weniger hörbar ist es in Pferd, Pfand, Pfahl, empfangen, empfinden.

Dampf, Kampf, Schimpf. Wo Aussprache und Schreibart es nicht erfordern, lasse man es weg, wie in Flaumfeder, Finne. (Teut. 1r Band S. 443.)

Heynatz sagt bei Gelegenheit des ph: Aus Triumph ist Triumpf geworden. Auch ist es in Kampher, Westphalen, Rudolph, Adolph zu dulden, wie wol schon viele Kamfer, Westfalen, Rudolf, Adolf schreiben, welches auch besser ist."

„Pf ist eigentlich ein oberdeutscher Laut, welcher aus einem durch den Blaselaut verstärkten p besteht. Die Niedersachsen kennen ihn nicht, sondern lassen dafür ein p oder pp hören. Da man ihn indessen im Hochdeutschen beibehalten hat, so ist es Pflicht *), ihn da zu schreiben und zu sprechen, wo die allgemeine Aussprache ihn fordert, sowol zu Anfang Pfahl, Pferd, pflügen, Pfalz, Pfaff, als in der Mitte und am Ende: schnupfen, Kopf, hüpfen, Dampf, Krampf. Es war daher nicht allein eine son=

---

*) Die Vorzeit kann der Nachwelt keine Pflichten auferlegen, sonst müßten wir noch jetzt umb, dhasz ꝛc. schreiben und sprechen.

derbare, sondern auch eine von aller etymologischen Kenntniß verlassene Grille, wenn Herr Klopstock dafür in seiner neuen Orthographie ein bloses f zu schreiben und zu sprechen empfahl: Ferd, die Falz, Feil, pflügen, Kramf ꝛc. für Pferd u. s. w. Der so gröblich verletzten Aussprache nicht zu gedenken, so lehrt nur ein wenig Etymologie, daß das pf eben so oft aus p als aus f entstanden ist, daher sich dieses nicht einmal in allen Fällen dafür würde gebrauchen lassen. Schöppe ist aus der niederdeutschen Mundart für das oberdeutsche Schöpfe übrig geblieben. Für Pflaumfeder und Pfinne sind Flaumfeder und Finne üblicher und richtiger." (J. C. Adelung, vollst. Anweisung ꝛc. Leipzig 1812. S. 179.)

Ob man Pferd oder Ferd sprechen soll, kann man der Neigung eines jeden überlassen, obgleich leztere Aussprache der Bildung entsprechender ist; man hat daher nicht nöthig, die Schreibart zu ändern, welches zu Verwechslungen Anlaß geben würde.

Nur dann, wenn pf nach einem Konsonanten folgt, sollte man das p weglassen, weil:

1) in diesem Fall bei einer feinen Aussprache, p gar nicht, oder kaum gehört wird.

2) In keinem Fall in der deutschen Sprache tz, ck, nach Konsonanten folgt, und daher pf als eine Art verstärktes f oder ff, auch nur einfach vorkommen sollte.

3) Haben fast alle Sprachen in ähnlichen Fällen einen Buchstaben ausgelassen, wovon die französische, englische und italiänische Sprache häufige Belege geben können, und wir sollten daher auch hier den Gang des Geistes und Geschmakes folgen, statt ihn aufhalten zu wollen.

In folgenden Wörtern folgt p auf Konsonanten, und kann ohne allen Nachtheil entbehrt werden: Ampfer, Dampf, dämpfen, dumpfig, Glimpf, Schimpf, impfen, Kampf, Krampf, schrumpfen, stampfen, strampfen, Strumpf, stumpf, Sumpf, trümpfen

Da bald p und bald f in diesen Wörtern, welche pf haben, zur Wurzel gehören, und also die Abstammung verschieden ist, so kann die Neuerung hier weniger schaden, als beim tz.

Im Schwedischen heißt z. B. skimpf, Schimpf, apa, Affe, skapare, Schöpfer, skeppa, Schiff, shrynkig, schrumpflig.

Auch sollte man in keinem Falle, weder beim Sprechen, noch beim Schreiben vergessen, daß die Sprache wegen uns, wir aber (die Gegenwart) nicht wegen der Sprache (der Vorzeit) da sind. Was hieße es anders, wenn derjenige Theil der Deutschen, der jezt Ferd, Snee spricht, nach der Grammatik Pferd, Schnee, sprechen sollte, als ihn um ein Jahrhundert zurüksezen.

Von dem v und f.

„Das f und v sind jezt in der Aussprache deutscher Wörter nicht gut zu unterscheiden, lezteres, ursprünglich lateinisch, lautete vor einem Vokal wie w und vor einem Konsonanten, wie u, daher es denn auch nie vor u und ü steht.

„Man schreibt jezt allgemein: Fest, Festung, Fließ, Fall, Fürbitte, Fürsprache, Firniß. In Titulaturen findet man häufig vest, ehrenvest. Mit einem v schreibt man nur Vater, Veilchen, Vieh, viel, Vogel, Vogt, Volk, voll, von, vor, ver und die davon abgeleiteten. Fremde Wörter behalten ihr v, aber die Aussprache ist bald wie f bald wie w, z. B. vakant, Vademekum,

Vers, Visite, aktiv, passiv, Sklave, Pulver, Nerve."

„Klopstock wollte in allen Wörtern, worin ein v vorkommt, das f gebraucht wissen, wozu schon Luther einen guten Anfang gemacht hatte. (Teut 1r Bd. 442)."

„Aus dieser Bemerkung (daß nemlich v nur in vor, ver, von und in fremden Wörtern vorkommt) folgt zugleich, daß das v in der deutsmen Schriftsprache bei weitem die große Verwirrung nicht hervorbringt, die ihm Einige zur Last legten, und daß es daher eben so unnöthig ist, dasselbe, zu verbannen, als dis schwer sein würde, da dasselbe blos aus Ehrfucht für das Alterthum und für das Gepräge fremder Wörter beibehalten worden ist. (Wismayr Grundsätze ꝛc. 1r Bd. S. 57.)

f und v sind in der Aussprache nicht verschieden. (Adelungs Orthographie S. 166.)

Für die Drukereien und die, welche die deutsche Sprache lernen, würde es ein großer Vortheil sein, einen Buchstaben weniger zu haben, doch geht dis wegen der fremden Wörter nicht an. Aber alle deutschen können das v entbehren, und diese Neuerung würde in der Schrift keine Unbequemlichkeit verursachen, da

dadurch die Zahl der langen Buchstaben nicht zu sehr vermehrt würde. Im Schreiben könnte man v fortgebrauchen, da es leichter als f zu machen ist, so wie man im Schwedischen w und v für w zugleich hat, ersteres in Werken, die mit deutschen Buchstaben und lezteres in denen, welche mit den gebräuchlichern lateinischen gedrukt werden.

Im Schwedischen, Dänischen und Italienischen steht f für v, und v für w, während wir für diese zwei Laute drei Buchstaben gebrauchen. Würde statt v allgemein f gebraucht, so könnte statt des w (wie im Dänischen, Schwedischen, Italienischen und Französischen (v stehen, dadurch würde die wahre Aussprache der fremden Wörter mit v gesichert, und ein Buchstabe und mehrere Regeln erspart werden.

Da man jezt allgemein die von Substantiven abgeleiteten Adjektiva klein schreibt, und ich weiter hinten einige Neuerungen vorschlagen werde, durch welche in vielen Wörtern das h wegfällt, also die Zahl der langen Buchstaben sich vermindert, so wäre es zur Erleichterung des Lesens zu wünschen, wenn diese durch Annahme des f statt des v, ersezt würden.

Von dem th.

„Wo ein th gesezt wird, muß lediglich aus dem Gebrauche erlernt werden, der in einigen Wörtern schwankend ist, als in biethen, bieten, Bothe, Bote. Wie die alten Deutschen es gesprochen, wissen wir nicht. Uns lautet es nur wie t, doch haben wir keinen Grund das h zu verbannen, aber auch kein Recht, es einzuführen, wo der allgemeine Gebrauch es nicht fodert. Auch darf man es nicht willkührlich fersezen, und z. B. tuhn, Taht, statt thun rc. schreiben. In einigen Wörtern dient es sogar zur Unterscheidung des Begriffs, z. B. in Thau (ros) fon Tau (rudens) und in Thon (argilla) unterschieden von Ton (tonus) (Teut 1r Bd. S. 446.)"

„Fiele ferwerfen das th in deutschen Wörtern ganz und gar und lassen es nur in fremden (z. B. authentisch, Thron) oder höchstens in solchen Wörtern gelten, die einem griechischen oder lateinischen Worte fon gleicher Bedeutung sehr ähnlich sehen (z. B. Thier, Thüre, Thräne) allein nachdem es der Gebrauch einmal eingeführt hat, so kann man es nicht wol wieder ferdrängen. (?) (Heynatz S. 89.)"

„t mit h verbunden, macht ein zusammengeseztes Schriftzeichen th, welches ursprünglich

einen eigenen jezt verloren gegangenen Mittellaut, zwischen d und t bezeichnete."

„Man unterscheidet th heut zu Tage in der Aussprache gar nicht mehr fon t, und in so ferne könnte man desselben ganz entbehren, wenn nicht die Wegwerfung des h (das nun nach t als ein wahres Dehnungszeichen betrachtet, und daher nur for langen Hilfslauten gebraucht wird, der allgemeinen Ferständlichkeit nachtheilig sein würde. (Wismayrs Grundsäze 1r Bd. S. 55.)

Adelung sagt S. 195 über die Geschichte dieses Zeichens Folgendes, welches hier eine Stelle verdient:

Das th ist im Hochdeutschen dem Laute nach dem t völlig gleich, und da es theoretisch betrachtet, ein fehlerhafter Ueberfluß ist, einen und eben denselben Laut mit zwei Zeichen auszudrucken: so haben fiele dasselbe für unnüz gehalten und an dessen Statt überall ein t gebraucht. Allein, da sich dieses Zeichen von den frühesten Zeiten an in der Sprache findet, und schon im Salischen Geseze, dem übersezten Isidor und dem Kero häufig fortkommt, seitdem auch, aller Veränderungen in der Orthographie ungeachtet, durch alle Jahrhunderte hin-

durch beständig beibehalten worden, der gesunde Menschenferstand aber, selbst wenn er nach der dunkeln Empfindung der Absicht und Mittel handelt, sich nicht so leicht einen unnüzen Ueberfluß zu Schulden kommen läßt: so ist es der Mühe werth, die Gründe zu untersuchen, welche dessen Einführung und nachmalige Beibehaltung ferursacht haben. Es stellen sich deren ferschiedene dar."

1. Da das th nur for und nach gedehnten Vocalen gebraucht wird, so könnte es scheinen, daß man es zur Bezeichnung der Dehnung gebraucht; in welchem Falle es denn das älteste Dehnungszeichen in der Sprache seyn würde. Allein da man in so fielen andern Fällen an keine Bezeichnung der Dehnung dachte, und selbst in fielen andern Wörtern, welche einen gedehnten Focal haben, z. B. in Tod, nur ein t, nie aber ein th schrieb: so ferlieret diese Fermuthung ihre Wahrscheinlichkeit, weil man sonst gewiß mehr Gleichförmigkeit würde angewandt haben.

2. Da das heutige Englische th einen säuselnden Laut hat, der ein Mittellaut zwischen dem d und s ist, auch das griechische Θ, welches die Römer gleichfalls durch th ausdrükten, ein

nen ähnlichen Laut bezeichnet *): so vermuthete ich ehedem, daß auch die alten Franken, als Ferwandte fon den Angelsachsen, ein solches säuselndes t gehabt, welches sie denn mit einem th bezeichnet, daß aber dieser Laut nach ihrer Vermischung mit den Alemannen ferloren gegangen, und nur das Zeichen dafon zurük gelassen habe. Allein ich nehme diese Fermuthung gern wieder zurük, nachdem ich gefunden, daß die Augelsachsen dieses säuselnde t ursprünglich nicht hatten, sondern erst in der Folge in Britannien annahmen, indem es fermuthlich eine Eigenheit der alten Britten war; wenigstens ist es noch bei den Wallisern einheimisch, welche, wie bekannt ist, zunächst fon den alten Britten abstammen, und mit den eingewanderten fremden Fölkerschaften nicht so sehr fermischt wurden, als die Einwohner der übrigen Provinzen. Ueberdis findet sich keine Spur, daß irgend ein deutsches Folk ein solches säuselndes t gehabt hätte. Man muß daher einen

---

*) Wie aus der Art erkenntlich ist, mit der die Neuchen diesen Buchstaben aussprechen.

andern Grund für diese Erscheinung aufsuchen. Und dieser findet sich denn

3. auch bald, wenn man der Geschichte unserer Schriftsprache bis in die frühesten Zeiten folget. Die Franken, das erste deutsche Folk, welches schreiben lernte und Schriftsteller hatte, waren ursprünglich Niedersachsen, und in so fern mehr an das d als an das t gewöhnt. Sie wurden nach und nach mit den Alemannen fermischt, welche alle Konsonanten mit einer vorzüglichen Härte aussprachen; da nun zwei so entfernte Mundarten nur nach und nach und in unmerklichen Graden in einander übergehen, so konnten sie sich auch nur stufenweise an das Alemannische t gewöhnen, und da war es sehr natürlich, daß sie zwischen dem schlüpfrig weichen Niedersächsischen d, welches oft gar nicht gehört wird, (Faer für Fader), und dem härtesten oberdeutschen t einen Mittellaut annahmen, welchen sie durch th bezeichneten, weil er dem römischen th und griechischen Θ am nächsten kam. Es kommt noch dazu, daß alle harten Consonanten, folglich auch das t, nach gedehnten Fokalen gelinder lauten, als nach geschärften, weil die Dehnung den folgenden Druk mildert,

dagegen die Schärfung ihn ferstärkt, und wenn man die Fälle, worin die ältesten deutschen Schriftsteller das th gebrauchen, untersucht, so stehet es immer vor oder nach gedehnten Fokalen, und gemeiniglich in solchen Wörtern, welche im Niedersächsischen ein d haben. Daß man das nicht in allen Fällen that, es auch nicht auf andere harte Konsonanten erstrekte, konnte daher rühren, weil man da den Unterschied nicht so stark empfand. Die folgenden oberdeutschen Schriftsteller hatten zwar nicht eben dieselben Beweggründe; aber sie behielten doch das th bei, wo sie es fanden, fermuthlich als einen Wink, das t in solchen Fällen gelinder hören zu lassen, und dadurch ihre Aussprache nach dem Forgange der Franken zu mildern."

„Da unsere heutige hochdeutsche Aussprache die harten allemannischen Laute durch das Niedersächsische gar sehr gemildert hat, so ist der Unterschied in der Aussprache der harten Konsonanten, wenn sie nach geschärften oder gedehnten Fokalen stehen, nicht mehr so merklich und in so fern hätte man das th können eingehen lassen, zumal da man diesen Unterschied bei keinem andern harten Konsonanten bezeichnet. Allein als sich unsere heutige Orthographie im

16ten Jahrhunderte zu bilden anfing, und man sich dabei dunkel bewußt war, daß ein allgemeiner Gebrauch nicht ferlezet werden dürfe, wenn der Nuzen den Nachtheil des Ungewohnten nicht überwiegt, so behielt man das th bei, aber nicht als ein Zeichen eines Mittellautes zwischen dem d und t, sondern als ein wahres Dehnungszeichen in den Fällen, in welchen man es einmal allgemein üblich fand; welches denn desto leichter geschehen konnte, da das th ohnehin nur vor und nach gedehnten Vokalen angenommen war."

Der Gebrauch des t, d und th ist in den Sprachen deutschen Stammes, wie im Englischen, Holländischen, Schwedischen *) und Dänischen im Allgemeinen sehr schwankend. Eine Menge Wörter, welche in diesen Sprachen mit t, d, th geschrieben werden, haben bei uns d, th oder t, und im Deutschen neigt sich die Aussprache des t und th zu der des d hin. Indeß ist es nicht

---

*) Z. B. bjuda, blad, blod, båd, brud, bieten, Blatt, Blut, Bote, Braut haben im Schwedischen d, bei uns t, und dagegen umgekehrt ein t, die Wörter: tack, tarm, täcke. tänka, tre, (Dank, Darm, Decke, denken, drei).

nöthig, so zu schreiben: als man spricht, und auch wie wir später sehen werden, kaum möglich.

Das Th am Anfange, kann nur in Wörtern, welche ohne dasselbe noch 4 Buchstaben haben, so wol deutschen als fremden, entbehrt werden, worüber ausführlicher bei Gelegenheit der Rechtschreibung fremden Wörter und der Dehnungs- und Fergröserungs-Buchstaben gehandelt werden wird. Solche Wörter sind: Theurung, Theil, theuer, Thöle, Thran, Thräne, Thurm, Thaler; und die fremden: Theater, Theolog, Theorie, Thron, Thymian. Bleiben kann es in Thal, That, Thau, Theer, Thier, Thon, Thor, thun, Thun (-fisch), Thür.

Das h am Ende kann weggelassen werden in Fluth, Gluth, Guth, Wirth (wo die Aussprache ohnedem meistens geschärft ist) Athem (weil Odem [schwedisch ande] das gleiche Wort ist) Geräth, Zierrath, Ruthe, Pathe, Miethe, miethen, Ruthe, Heimath, Wuth, biethen, Gebeth, in der Endsylbe thum (Eigenthum) und in Muth, Langmuth, Gemüth.

Bleiben kann es in Loth, Noth, Rath, roth, Röthe, Werth, wegen der Dehnung, und damit die Worte größer werden.

Fon dem chs, x, gs, cks, dt, und qu.

„Ueber das chs, x, gs, oder cks lassen sich keine Regeln geben, hier müssen allein Gebrauch und Abstammung entscheiden. Mit ch schreibt man Büchse, Wuchs, Dachs, Deichsel, Flachs, Fuchs, Luchs, Wechsel. Mit x Axe, Axt, Eidexse, Buchsbaum, Taxe, Oxhoft, mit cks Häcksel, schlucksen, stracks, mit gs flugs (fon flug) abluchsen." (Teut 1r Bd. S. 440.)

„Das dt braucht man nur, wenn es aus det zusammengezogen ist. Man schreibt also: beredt (für beredet), gesandt, bewandt, verwandt, entwandt, todt (für todet), Schwert und Aernte bekommen kein d. Nur Stadt nimmt ein dt an. Das Brod wird, weil die Ableitung ungewiß ist, fon einigen Sprachlehrern mit d, fon andern mit t, fon keinem aber mit dt geschrieben. In ungewissen Fällen können hier ebenfalls bei fielen Wörtern die Ferlängerung und eine richtige Aussprache entscheiden. Wir schreiben: todte Menschen, beredter Mann, weil das dt deutlich in der Aussprache gehört wird." (Teut 1r Bd. S. 442.)

„Das dt am Ende und in der Mitte sollte man nur in den Wörtern dulden, wo d und t durch eine Zusammenziehung neben einander zu

stehen gekommen sind, z. B. gesandt, anferwandt, rc. For den Endungen niß, sam und schaft, pflegt das t wegzufallen; z. B. in Bewandniß, Beredsamkeit und Ferwandschaft rc. (Heynatz S. 82.)

„Ehedem war das dt eine blose müssige Ferstärkung des d oder t; mit welchen die oberdeutsche Schriftsprache auch in andern Fällen sehr freigebig war, unndt, handt, bekanndt. Die neue hochdeutsche Schriftsprache hat dergleichen Zusäze nach und nach abgelegt, und schreibt das dt nur wenn es erweislich aus det zusammen gezogen ist: Gesandt, fon gesendet, beredt, gewandt, rc. (Adelung, Vollständige Anweisung S. 165.)"

„Für kw wird dem Gebrauche gemäs qu geschrieben, als Quelle, Qual rc. Der allgemeinen Ferständlichkeit wegen, darf man hier keine willkürliche Abänderung machen, obwol das kw in der Aussprache das qu wol ersezen würde. (Teut 1r Bd. S. 444.")

Die deutschen oder doch schon seit langer Zeit eingebürgerten fremden Wörter, welche qu haben, kommen selten for und sind nur folgende: Qual, Quaas, quabbeln, Quaksalber, quadsch, Quadtler, quakeln, quaken, quäken, Quäker, Qualle,

Qualle, Qualm, Qualster, Quandel, Quapp, Quark, (Quatier), Quarz, Quaste, Quaswurm, quatschen, Quatte, Queble, Queke, Queble, quiden, Quelle, Quendel, Quene, Quengeln, Quent, quenzellen, 'quer, Quarl, Quese, questern, Quetsche, quetschen, quiken, Quekſilber, Quispelbinse, quitt, Quitte, Quize. Es könnte daher durch kw weder fiel gewonnen, noch geschadet werden. Am ersten könnte man kw in wissenschaftlichen (chemischen) Werken einführen.

In fremden Wörtern wird es meistens mit k ersezt. Man sehe die Abhandlung über diese.

Da man in der Conjugation der Zeitwörter die Schreibart so sehr abändert (z. B. streiten, stritt), so sehe ich nicht ein, warum es in fon Zeitwörtern abgeleiteten Wörtern (z. B. todt, bewandt) nöthig ist, das t in dt beizubehalten. Dt in Gesandter wird nicht anders ausgesprochen als d in Brander.

Ueber das sch for Konsonanten.

Im Hochdeutschen haben wir zwei Regeln, in Hinsicht des for Konsonanten stehenden sch:

1) Es wird ausgesprochen for t, p, aber

nicht geschrieben, also spricht man schtoßen, schpringen und schreibt, stoßen, springen.

2) Dagegen geschrieben und ausgesprochen for l, m, r, w, n, z. B. Schlagen.

In dem feinern Plattdeutschen, Dänischen, Schwedischen und Englischen kennt man nur die Regel:

s lautet for Konsonanten nie wie sch, und schreibt es auch nicht.

Sollte man nicht

1) um eine Regel,

2) um an Zeit und Raum zu ersparen,

3) um der feinern nordisch-deutschen Aussprache näher zu kommen, statt sch for Konsonanten, stets nur ein s sezen?

Es ist dis der Abstammung gemäs, und kann nicht zu einer falschen Aussprache führen, da man keine fon beiden falsch nennen kann, und die, welche jezt statt stoßen, wie schtoßen lesen; ebenso leicht statt Slagen, Schlagen lesen werden, so wie die feinen Hannoveraner beiieziger Schreibart umgekehrt eben so wenig Schnee, sondern immer Snee lesen.

Alsdann ist die hochdeutsche, Orthographie mit den fon wenigstens 27,483,000 Stammesferwandte, (17,150,000 Engländern,

3,374,000 Schweden und Norwegern, 5,226,000 Holländern, 1,727,000 Dänen) in Einklang gesezt und mit der großen Zahl Deutscher, welche noch jezt oder ehemals plattdeutsch sprachen, und in dem Hochdeutschen die bemerkte Aussprache beibehalten haben. Die Zahl der leztern gleicht auch die der in obiger Zählung begriffenen Folksstämme aus, welche nicht die Landessprache sprechen.

Man würde also schreiben, statt

Schlagen, Schmelzen, Schwärmen, Schwingen, Schwefel.

Slagen, Smelzen, Swärmen, Swingen, Swefel,

wo die Dänen schreiben:

slaae, smelte, svärme, svinge*), svovel,

die Schweden:

slå, smälta, svärma, svinga, svafvel,

die Engländer:

slay, smelt, svarm, swing, (sulphur,)

die Holländer:

slaan, smelten, zwermen, slingeren, zwavel,

*) Die Dänen und Schweden sezen v statt w. Wollte man statt v., f. gebrauchen, so könnte es auch in unserm Deutschen durch v ersezt werden. Dis hätte wegen der Rechtschreibung fremder Wörter und der Raumersparung vieles für sich.

Fon dem s zwischen zwei ferbundenen Wörtern.

„Wenn Wörter, welche sich auf ung endigen, mit einem andern Worte ferbunden werden, so tritt zwischen beide noch ein s; z. B. Stiftungstag, Zeitungsblatt, Fereinigungsplaz ꝛc. Auch bei andern Wörtern, die in der Deklination kein s im Genitif annehmen, ist dies der Fall; z. B. Geschichtserzählung, Krankheitsstoff, Freiheitsschwindel ꝛc. Es scheint dabei keine feste Regel zu Grunde zu liegen, denn man sagt Landtag, Landbauer und Landmann, aber Landsmann; ferner Amtmann, aber Amtsferwalter; Hungertod, aber Hungersnoth.“ (Teut 1r Band Seite 46, Berlin 1814.)

In Anmerkung, S. 10. der kleinen theoretisch, praktisch deutschen Sprachlehre. Berlin 1811, sagt Heinsius:

„In mehreren Züsammensezungen findet man, daß der erste Theil der Zusammensezung ein s annimmt, z. B. Zeitungsblatt ꝛc. Einige haben in den neuesten Zeiten dieses s überall herausgeworfen, und also Zeitungblatt, Stiftungtag, Hungernoth ꝛc. sprechen wollen.“ Andere wollen es jedoch in denjenigen Wörtern gestatten, die

im Genitiv ein s haben, z. B. Hunger, Geschlecht, Mann ꝛc. Dagegen ist zu bemerken:

1) daß das s oft einen Unterschied in der Bedeutung macht: Landesfrau und Landfrau, Landsmann und Landmann, Wassersnoth (Ueberschwemmung) und Wassernoth (Mangel).

2) Daß das s sehr wahrscheinlich seinen Grund in der frühsten Declination dieser Wörter hat, indem dieser Buchstabe auch bei fielen weiblichen Wörtern als Zeichen des Genitivs gebraucht wurde, und noch gebraucht wird, wenn sie ohne Artikel stehen, z. B. Louisensbild, Minervensschild, freundschaftshalber, Muttershaus ꝛc. und

3) daß das s, in den meisten Fällen die enge Fereinigung zweier Begriffe bezeichnen, und gleich den Buchstaben n und t, die Leichtigkeit der Aussprache befördern soll; denn nur aus diesem Grunde sagen wir Peitschenhieb, Kanonenmaaß, Stubenuhr, meinetwegen, seinethalben ꝛc. und noch ist Keinem eingefallen hier das n und t herauszuwerfen.

Wenn diese Bemerkungen nicht alles erklären, so folgt daraus noch nicht, daß man berechtigt sei einen Buchstaben zu

ferbannen, der das Alterthum für sich hat, und sich wahrscheinlich noch durch tiefere Gründe wird rechtfertigen lassen."

Man sollte sich (gleichlautende Wörter bei denen eine Unterscheidung nöthig ist, ausgenommen) ganz auf das Gehör ferlassen, und hier scheint es, daß der neuere Sprachgebrauch dem s weniger günstig ist, als der frühere. Bei einer geläufigen, schnellen Aussprache, ist es in fielen Fällen ganz unnöthig, ja selbst lästig, ein s hören zu lassen, während bei einer schweren Mundart, die Nachschleifung eines s, um den Uebergang zum folgenden Worte zu bilden, unentbehrlich bleibt.

Nöthig macht es der Wollaut wenn heit, ung und tion forhergehen (fast) alle Mal, z. B. Zeitungsblatt, Freiheitsmuth, Fabrikationsweise, bei Wörtern mit andern Endungen wird es sehr willkührlich gebraucht, wie man aus folgender Zusammenstellung ersieht, wo die Worte, welche es wol entbehren könnten, eingeschlossen sind.

s folgt oder wird weggelassen in den Wörtern auf:

b, Raubdruk, (Gewerbferein),
ch, Sprachlehre, Spruchsprecher, Rauchfang,
d, Pferdstall,

f, Kropfgans, Stampfmühle, (Begriffsbestimmung) Kaufmann,

g, Fischfangsnez, (oder Fischfangnez,)

k, Tabakfabrik, (Tabakbeutel,)

l, theilhaftig, (für theileshaftig,) Handelsschiff, Zollfreiheit, Oelmühle, Wolstand, Wechselrecht,

m, Baumwolle, Kammfabrik, Ruhmsucht,

n, Ofenthüre, Eisenblech, Brandweinspülig,

r, (Neujahrwunsch,) Thermometerröhre, Bohrloch, Marstall,

s, Hauswirthschaft, Schlußbemerkung,

t, Geschlechtsliebe, Thatbestand, Freiheitsmuth, Staatsschuld, Werthbestimmung, Rathgeber,

z, Glanzwichse, Gesezes- (oder Gesez-) entwurf.

Im allgemeinen wird man das s immer entbehren können, wenn sonst zwei s zusammentreffen, z. B. in Staatschuld, und selbst in Handelstand, obgleich es hier noch halb gehört wird.

Fon den Dehnungs- und Fergrößerungsbuchstaben.

Die Buchstaben h und e sind in sehr fiele Wörter aufgenommen worden, um ihnen mehr

Umfang zu geben; seltener um die gedehnte Aussprache zu bezeichnen.

Adelung sagt hierüber S. 240. „Durch das Mittel, nach welchem der einfache End-Konsonant nach gedehnten Vocalen einfach blieb, nach geschärften aber ferdoppelt wurde, war die Aussprache in Ansehung des Accentes hinlänglich gesichert; zugleich hatte man den Fortheil erhalten, daß die wichtigern Redetheile in geschärften Silben durch den ferdoppelten Konsonanten mehr körperlichen Umfang erhalten hatten, und dadurch fon den unwichtigern unterschieden wurden. Allein nun machten die gedehnten Silben einen merklichen Uebelstand, indem sie wegen ihres einfachen Konsonanten dem Auge nur eine sehr kleinliche Figur darstellten, obgleich ihr Begriff eben so follständig und im Zusammenhange der Rede fon eben der Wichtigkeit war. Fall, Gott, Herr, kann, Mann, Damm, kündigten sich schon dem Auge als Wörter fon forzüglicher Wichtigkeit an; aber wie ärmlich standen die gedehnten Al, Ale, Hel, mer, Ur, Kol, Son, Kor, Mor, Ar, und hundert andere da, besonders als die Substantiva noch mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben wurden; und doch bezeichneteu sie eben solche Hauptbe-

begriffe, als die forigen mit geschärften Vocalen. Es kam dazu, daß der einfache End-Konsonant für manche Provinzen, welche alle Silben so gern schärfen, in manchen Wörtern noch kein hinlängliches Zeichen der Dehnung war, daher selbige auf eine mehr in die Augen fallende Art bezeichnet werden mußte. Der Schlesier sprach z. B. Kole immer noch Kolle aus, daher man ihn durch ein eigenes Zeichen an die Dehnung erinnern mußte. Diese doppelte Absicht nun zu erreichen, d. i. die Dehnung in solchen Wörtern, in welchen sie am meisten ferfehlet wurde, desto deutlicher zu bezeichnen, und zugleich den wichtigern Redetheilen mit gedehnten Vocalen mehr Umfang zu geben, und sie den geschärften mit doppelten Konsonanten an Körper gleich zu machen, wandte man die Dehnungszeichen an."

Ferner: „Es erhellet nun schon, daß nicht alle gedehnte deutsche Wörter und Silben die bisher beschriebenen Dehnungszeichen bekommen."

„Es erhalten selbige nur:

1) Die Wurzelsilben solcher Redetheile, welche einen der wichtigern Hauptbegriffe in der Rede bezeichnen, dergleichen das Substantiv, das Adjectiv mit den Zahlwörtern, manche Pronomina, das Verbum und ausgebildete

Adverbium sind. Es bleiben also davon ausgeschlossen,

a. die Biegungs- und Ableitungssilben. Die erstern sind ohnehin allemal geschärft, aber unter den leztern giebt es einige gedehnte, welche aber dessen ungeachtet kein Dehnungszeichen bekommen, bar, in fruchtbar u. s. f., sal, in Labsal, Scheusal; sam, in mühsam, folgsam; und die Forsilbe ur, in uralt. Ausgenommen sind doch die alten ath und uth, welche anstatt de stehen, Zierath, Heimath, Armuth, Monath, welche ohnehin einen halben Ton haben; ferner die Ableitungssilben thum, ey und ley, weil ei in allen Fällen am Ende der Silbe in ey übergeht, thum aber schon einige Follständigkeit, und daher auch einen halben Ton hat.

b. Alle kleine einsilbige Partikeln und Umstandswörter, wohin auch der Artikel der und manche Pronomina gerechnet worden: da, dar, gar, zwar, der, dem, den, denen: derer, er, her, je, wen, wer, dir, mir, wir, schon, for, für, nur, so, wo, zu, ja. Ausgenommen sind die-

jenigen, welche das ie schon aus der ältern Orthographie hergebracht hatten, wie: nie, sie, dir, hier, wie. Ohne, sehr, und fielleicht noch einige andere Umstandswörter wurden fermuthlich als ausgebildete Wörter betrachtet.

2) Aber nicht alle Wurzelsilben der wichtigern Redetheile bekommen selbige, sondern nur solche, welche ohne dieselbe in ihrer äußern Figur nicht das gehörigee Ferhältniß, theils zu ihrem Begriffe, theils zu andern Wörtern fon einem follständigern Baue haben würden."

„Ihre erste und fornehmste Absicht ist, der gedehnten Wurzelsilbe eines der wichtigern Redetheile den gehörigen Umfang im Aeußern zu geben, wenn sie ihn nicht schon fon Natur hat. Der ungefähre Bestimmungsgrund dieses Umfanges möchte etwa die Zahl fon fier Buchstaben sein. Jede gedehnte Wurzelsilbe, welche schon fon Natur mehr als fier Buchstaben hat, bedarf der Ferlängerung nicht, wenigstens darf man sie daselbst nicht fon neuem einführen. Schmal bestehet schon aus sechs Buchstaben, darf also nicht schmahl geschrieben werden; so auch Schmer, Schar, Schere, scheren u. s. f. Strahl hat deren freilich fünf, und bekommt

doch ein h; allein ich glaube, daß es eines fon denjenigen Wörtern ist, in welchen man in den spätern Zeiten das h eingeführet hat, weil man es für ein bloßes Zeichen des gedehnten Accentes hielt. Eine andere Frage ist, ob man in den wenigen gedehnten Silben, welche weniger als fier Buchstaben haben, und welche man bei der Bezeichnung, wie es scheinet, übersehen hat, jezt die Bezeichnung nachholen müsse: gar, das Adjectivum, denn die Partikel bedarf es nicht, gut, los, und noch einige wenige andere. Ich glaube es nicht; denn man hatte gewiß gute Ursachen, warum man die Bezeichnung hier unterließ, welche immer noch jezt gültig sein möchten."

Heinsius sagt S. 434 seines Teuts: „So wie das u nie ferdoppelt wird, könnte man auch das doppelte a, e, o ersparen. Der neuere Schreibgebrauch fängt an es in mehreren Wörtern wegzulassen. Gut wäre es allerdings, wenn die Dehnungszeichen gleichförmiger gebraucht, oder noch besser durch ein Längezeichen ersezt werden könnten. Das schiklichste Längezeichen wäre überall das h, weil es den langsamen Athemzugfortsezen und ferlängern hilft."*)

*) Man hat das h wol darum nicht allgemein als Fergrößerungs- und Dehnungszeichen gewählt, um

Die Fergrößerungsbuchstaben haben fon jeher fiel Widerspruch gefunden, weil man sie für Dehnungszeichen ansah, und sie, um die Worte größer und in die Augen fallender zu machen, sehr oft dastehen, wo die Bezeichnung der Dehnung nicht nöthig ist. Sie streiten also oft gegen die Aussprache, fast immer gegen die Abstammung und meistens gegen den Gebrauch der andern stammesferwandten und der neulateinischen Sprachen. Indessen sind sie ein Forzug der deutschen Sprache, wie die Großschreibung der Substantive und die sogenannten deutschen oder fielmehr neueuropäischen Lettern, indem diese drei Eigenheiten zeigen, welche Forsorge man für die Schonung der Augen schon in den frühern Zeiten hatte.

Die Regeln, welche hier folgen, beziehen sich auf das Gesez Adelungs, daß fier Buchstaben zur gehörigen Größe eines Wortes genug sind; sie können die Aussprache nicht beeinträchtigen, aber die Rechtschreibung sehr fereinfachen und erleichtern.

---

das Auge nicht zu beleidigen, dem eine Häufung langer Buchstaben mißfällt, wenn man z. B. statt die, dieser, Bote, Saal, „dih, diehser, Bothe, Sahl" schreiben wollte.

1) Alle deutschen Hauptwörter, welche ohne die Dehnungsbuchstaben e oder h, oder ohne einen doppelten Vocal schon fier Buchstaben haben, können einen der Fergrößerungsbuchstaben entbehren.

Unter diese gehören auch Wörter, welche mit einem e am Ende, zur Milderung der Härte, über fier Buchstrben zählen; z. B. Waare, also Ware.*)

Das e fällt also weg in Beere, Biederkeit, Biene, Diele, Triebe, Fiedel, Flieder, Friede, (gediegen,) Gefieder, Giebel, Griebe, Gries, Kiefer, Kieme, Kieper, Kies, Kiesel, Kieze, Liebe, Liederlichkeit, (liederlich,) Mieder, Niete, Niere, Riegel, Riemen, Riese, Schiefer, Schieber, Schmiele, Schiene, Schliefer, Schmiere, Schmeer, Schwierigkeit, (schwierig,) Seele, Stiefel, Sieben (die Zahl), Spieren, Stier, Speer, Strieme, Tiegel, Tieger, Theer,**) Thier, Trieb, Wiese, Wiedehof, Wielen,

---

*) Adelung zieht in seinem großen Wörterbuche diese Schreibart for.

**) Adelung zieht die Schreibart Ther for.

Wiege, Wiesel, Zwiebel (Bleiben muß das e in den Wörtern: Gier, Sieg, Lied, Miez, Zierde, Lied 2c. 2c.),

Das h können entbehren: Armuth, Anmuth, Bohne, Bohle, Bohrer, Bahre, Bühl, Brühe, Buhle, Dohle, Dohne, Fahl, Fehler, Frohn, Fluth, Gährung, (und daher auch gahr), Gewohnheit, (gewöhnlich, gewöhnen,) Gemüth, Geweihe, Gluth, Höhle, (höhlen,) Kohle, (der: Kohl behält das h) Krahn,*) Miethe, Mähre,**) Mauth, Mähne, Mühle, Möhre, Muhme, Nahrung, Nahme, Pathe, Parthei, Pfahl, Pfuhl, Prahme, Ruthe, Söhle, Stahl, Strahl, Strähne, Stuhl, Stöhr, Wirth***), Zierath, Wallrath, Weiher, Geräth.

H bleibt dagegegen in: Mohn, Mohr, Rhede, Aufruhr, Ruhr, Lohn, Mühe, Zahn, Wehr.

Man kann also ungefähr bei 60 Wörtern das e und bei einer gleichen Anzahl anderer

---

*) Ebenso wie Gran bei gleicher Aussprache, kein h hat.

**) Wofon das dafon herkommende Marstall auch kein h hat.

***) Lautet meistens geschärft.

das h weglassen. In manchen Fällen würde dadurch die Sprachrichtigkeit gewinnen, wie bei den Wörtern gleicher Abstammung: Malen, Maler, Müle, Müller, denn die Wegwerfung des h und der Zusaz noch eines l (in Müller), ist gewiß eine noch größere Willkührlichkeit, als die blose Verdoppelung des l allein.

2) Aus den aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern, unter gleicher Foraussezung, das e, wenn es erst hinein gesezt wurde; als in: Fiebel, Fieber *), Galeere, Niesche, Siegel, Striegel, Spiegel, Papier **), von galère, niche, sigillum, speculum, strigilis, papyrus.

Hierher gehört auch die Endung ier, in Barbier, und in den oben schongenannten Papier. Papier kann nicht Papirr ausgesprochen werden, sonst müßte man auch die Endung der Zeitwörter auf iren schärfen und daher auch Elektrisirrmaschine aussprechen.

*) Das Fieber ist von: (die) Fiber hinlänglich durch das Geschlecht unterschieden.

**) Die Dänen, welche keine Vergröserungsbuchstaben haben schreiben: Papir.

3) Ebenso bleibt in den aus der lateinischen Sprache entnommenen Wörtern das h weg, wenn es nicht ausgesprochen wird, und die Wörter ohne dasselbe fier Buchstaben haben, weil es die neulateinische Sprache (die italienische), welche nur die der allgemeinen Bildung der Zeit nach abgeänderte alte lateinische ist, wegläßt. Also in Thron (von thronus), Amathist, Thara, Theater.

4) In von Zeitwörtern abgeleiteten Hauptwörtern bleibt das h weg, wenn die Herleitung nicht zu sichtbar ist, z. B. in Drath (von drehen). Wollte man folgerecht sein, so müßte man auch Gahng, Stahnd von gehen und stehen) schreiben; Stahnd müßte doch wie Stand ausgesprochen werden, so wie Gran, wie Grahn, Grand dagegen geschärft lautet.

5) Die Zeitwörter entbehren ein e oder h, wenn sie bei Weglassung desselben (unbeschadet der Aussprache) im Imperativ noch drei Buchstaben haben*) und wenn in diesem Falle im

*) Sie haben dann im Präsens fier, im Infinitiv fünf Buchstaben, z. B. geh, gehe, gehen 2c.

Präsens dann nicht e auf e folgt. (Also bleibt das e in gehe, weil gehe sonst gee geschrieben werden müßte.)

Dis findet statt in: schmiegen, biegen, dienen, drieseln, fliegen, frieren, ziemen, kiesen, klieben, kriebeln, kriegen, lieben, liefern, liegen, nieseln, rieseln, schielen, schieben, schiefern, schmieden, schmieren, sieben, sieden, siegen, spielen, stieben, ferlieren, wiegen, wiehern, zielen; in: anberahmen, ahmen (nachahmen), bahnen, blühen, bohren, buhlen, dahlen, wohnen (gewöhnlich), fröhnen, gähren, mahnen, hohlen, (lehren *) mahlen, nähren, pahlen, prahlen, spähen und schmähen **), schmählen,

*) Dis Wort muß das h behalten, um die Aussprache: leh = ren zu sichern.

**) Spähen und schmähen können eben so gut späen und schmäen geschrieben werden, als man säen schreibt, da h nicht gehört wird, und die Abstammung (wie dis die nordischen Sprachen beweisen) das h nicht erfordert. Die oberdeutsche Sprache liebt Verdopplung der Konsonanten und den Hauchlaut h, und selbst das Pronomen er, lautet in einem Gesange, den wir aus der Sprache der Franken besizen, her, die sassische Sprache, die englische, schwedische und dänische

spühlen, wählen, wähnen, wühlen, währen, wehren *), wüthen.

Ausnahme machen Zeitwörter mit: ß, wenn dises in manchen Zeiten in ss übergeht, z. B, gießen (goß, gegossen.) (Man sehe darüber den Abschnitt über ß); kriechen, riechen, weil ch oft wie chch lautet z. B. in krachen; obgleich man in dem gedehnten brachen, Brache, selten das a verdoppelt.

6) Die Verdopplung der Vokale a und o könnte unterlassen werden:

a. in den Wörtern wo sie bei der Deklination in ä, ö übergehen, weil diese nicht ferdoppelt werden, und man also unbeschadet der Aussprache, hier eine Regel erspart, z. B. in Saal, Maal, Paar, das Boot,

b. in den Wörtern: Soole, Moor, baar (welches mit der Endsilbe bar gleiches Stammes), Waare (Aal, Aas,) Schaar,

---

haben dagegen, in fast allen diesen Wörtern nie ein h hören lassen, noch geschrieben. Da man es nun auch bei uns nicht mehr hört, so ist es Zeit, diesen Ueberbleibsel eines barbarischen Zeitalters zu verbannen.

*) Aus gleichem Grunde bleibt das h in weh=ren.

welche ohnedis schon 4 Buchstaben, oder Buchstaben wie W, M haben, die an Größe zwei andern gleichkommen.

7) Eine Ausnahme fon der Regel, allen Hauptwörtern fier Buchstaben zu geben, machen die:

a. welche jezt nur drei haben, z. B. Oel,

b. Wahl, Zahl, Rath, Wuth, weil die häufig forkommenden Zeitwörter: zählen, wählen, das h ferlieren sollen, und die damit zusammengesezten Wörter: Auswahl, Anzahl, ohnedem groß genug sind. Auch weil das Adjectiv wol, ohne h geschrieben wird, und W für einen doppelten Buchstaben gelten kann.

8) Wörter, deren Wichtigkeit gering ist und die daher, um sie ihrem Range nach zu stellen, weniger Raum einnehmen sollten, als: die, dieser, dieß (dis), dieselbe, hier, (hierdurch) wie, fiel, ohne (ferwandt mit der Forsilbe un*), wohl, ziemlich, während, niedrig und alle fon Zeitwörtern abstammende, wenn diese

---

*) Ehemals schrieb man z. B. ohngefähr für ungefähr, ohnerachtet ꝛc.

nach obigen Regeln, ein h oder e ferlieren, sollten ein e oder h entbehren. Der Artikel: die, ist z. B. weit weniger wichtig als die Wörter: dis, da, und doch wird lezteres nicht daa oder dah geschrieben.

9) Konsonanten, so ferne sie als Fergrösserung zu betrachten sind, können entbehren die Wörter: Sammt (fon Sammet), Zimmt (fon cinamomum), sammt, sämmtlich.

Aus den gegebenen Regeln geht herfor, daß dieselben die Abstammung selten beeinträchtigen, da h und e fast immer eingeschaltete Buchstaben sind, die in den fon dem Plattdeutschen abstammenden Sprachen fehlen, daß dadurch Adelungs Gesez erweitert und richtiger angewandt, die Erlernung der Orthographie erleichtert und bedeutend an Raum und Zeit, im Sreiben und Sezen, gewonnen wird.

Die Gesamtzal der Wörter, welche eine Veränderung erleiden, wird nicht über 300 sein, und diese können daher dem ungewöhnten Leser keine bedeutende Unbequemlichkeit ferursachen.

Der einzige Einwand, den man machen könnte, ist, daß der Buchstabe i, for und

nach langen Buchstaben, wenn kein e folgt, wenig sichtbar ist, und also die Schreibart: dise, di, ligen, dem Auge mißfällig sein wird. Indessen ist dieser Uebelstand nicht bedeutend und ferschwindet for der durch Raumersparung erleichterten Uebersicht.

Fon der Unterscheidung gleichlautender Wörter.

„Es ist unnöthig, gleichlautende Wörter blos aus der Ursache ferschieden zu schreiben, damit man sie fon einander unterscheiden könne. Fiele Wörter werden fon den allermeisten im Schreiben nicht unterschieden, ob sie gleich etwas ferschiedenes bedeuten.“ (J. F. Heynatz deutsche Sprachlehre, 3te Auflage 1777, S. 54.)

„Wörter fon ferschiedener Abstammung und Bedeutung, aber fon ganz oder doch beinahe gleichlautender Aussprache, unterscheide man im Schreiben nur dann, wenn der allgemeine Gebrauch, ihre ferschiedene Schreibart gebilligt hat; diejenigen hingegen, die dieser (selbst bei ferschiedener Abstammung) ununterschieden ließ, oder die bei einerlei Stamm blos mehrere Bedeutungen haben, schreibe man in jedem Falle, auf ganz gleiche Weise, mit eben denselben Buchstaben.

„Einige gar zu ängstliche deutsche Rechtschreiblehrer, wollten alle ferschiedenen Bedeutungen ein und eben desselben Wortes, so wie alle gleichlautende Wörter, durch Ferschiedenheit in der Schreibart unterscheiden, weil sie durch einerlei Weise, sie zu schreiben, Dunkelheit und Mißferständniß besorgten. Allein diese Unterscheidung durch die Schrift ist theils überhaupt unnöthig, theils bei einigen Wörtern ganz unmöglich, bei andern höchst fehlerhaft; unnöthig ist sie, weil der Zusammenhang in den allermeisten Fällen hinreicht, die Dunkelheit (so wie bei der mündlichen, also auch um so mehr bei der schriftlichen Rede, zu ferhindern; unmöglich wäre sie bei fielen Wörtern, weil wir bei Weiten nicht Schriftzeichen genug hätten, die Verschiedenheit der Bedeutungen, ohne Ferlezung der richtigen Aussprache, überall durch die Schrift zu bezeichnen. Fehlerhaft endlich, weil das Gesez der nächsten Abstammung, bei eben demselben Wort in allen Fällen, es mag auch noch so ferschiedene Bedeutungen haben, immer eben dieselbe Schreibart fordert. (J. Wismayr, Grundsäze der hochdeutschen Sprache, 1823, 1r Bd. S. 43.)

Adelung sagt hierüber S. 101, wo er fon den irrigen Schreibgesezen handelt: „Weit mehr als das Grundgesez, nach der Analogie zu schreiben, hat dasjenige Schreibgesez für sich, welches will, daß gleichlautende Wörter fon ferschiedener Bedeutung und fon ferschiedener Abstammung auch durch die Schrift unterschieden werden sollen; weil wir wirklich sehr fiele solche Wörter fon ganz ferschiedener Bedeutung haben, deren gleichförmige Schreibart Dunkelheit und Zweideutigkeit machen, folglich der Absicht der Sprache und Schrift entgegen arbeiten kann. Die Schale zerbrechen, der Bliz hat in den Hafen geschlagen, lassen unentschieden, ob Schale hier putamen oder lanx, ob Hafen portus oder olla ist. Hier würde die möglichste und allgemeine Verständlichkeit gar sehr befördert werden, wenn man so ferschiedene Wörter auch auf ferschiedene Art bezeichnen könnte. Es scheinet auch, daß die deutsche Nation so etwas seit langer Zeit gefühlet, und daher ferschiedene gleichlautende Wörter wirklich durch die Schrift unterschieden hat; Stadt und Statt, wider und wieder, Ton und Thon, daß und das, seyn und sein. Wenigstens findet man diesen Grundsatz schon sehr frühe in den deutschen Or-

thographien aufgestellet. Der erste mir bekannte Deutsche Sprachlehrer, der ihn ausdrüklich forschreibt, ist Johann Werner, dessen richtige Anweisung — zur Teutschen und Lateinischen Orthographie zu Altenburg 1629 heraus kam, wo der Ferfasser in einem eigenen Kapitel fon etlichen Wörtern handelt, welche in der „Außsprechung einander ähnlich, im schreiben aber und in der signification einander ungleich!" Und seit dieser Zeit haben alle Lehrer der Orthographie auf diesen Unterschied gedrungen, und Mittel angegeben, dergleichen Wörter durch die Schrift zu unterscheiden. Man irret daher sehr, wenn man, wie gemeiniglich geschiehet, diesen Grundsaz für Gottschedens Erfindung ausgibt, da er dabei doch weiter nichts that, als daß er bloß dem schon fon seinen Forgängern gebahnten Wege folgte."

„Allein so philosophisch und besonders Leibnitzisch auch der Saz klingt, so gibt es doch mehr als eine Ursache, warum er nicht ausführbar ist." „Denn,

1. Das Gesez schränkt die Unterscheidung sehr richtig auf solche Wörter ein, welche nicht fon einander abstammen, folglich auf Wör-

ter ferschiedener Herkunft; weil eine andere höhere Regel will, daß Wörter Eines Stammes auch auf einerlei Art geschrieben werden müssen. Aber eben diese Richtigkeit der Einschränkung macht das ganze Hinderniß aus, weil es hier auf die Etymologie der Wurzelwörter ankommt, die, wie ich schon bemerkt habe, so schwankend und ungewiß ist, daß sie unmöglich zu einem Schreibgeseze dienen kann. Wenigstens würde bei der Bestimmung, was ferschiedene Wörter, oder ferschiedene Bedeutungen eines und eben desselben Wortes sind, fiel Willkührliches mit unterlaufen, und da dabei ein jeder seinen eigenen Meinungen und Grillen folgen würde, so würde die Einheit mehr gestöret als befördert werden.

Die in den ältern Sprachlehren forgeschriebenen Unterschiede zeigen auch hinlänglich, wie unglüklich dergleichen Fersuche bisher gerathen sind. Sie lehren z. B. unterscheiden: gar, penitus, und gahr, fon den Speisen; Haabe, das Fermögen, und ich habe; der Hafen, ein Topf, und der Haven, portus; Maaß, mensura, und er maß; mal, in einmal u. s. f. und Maal

ein Zeichen; malen pingere, und mahlen, molere; der Raam auf der Milch, und der Rahm an den Bildern; Schale, putamen. und Schaale, lanx; vest, gravis, und fest, firmus; tichten (noch dazu wider die Aussprache), sinnen, und dichten, fingere, u. s. f., welche insgesammt nicht bloß Wörter eines und eben desselben Stammes, sondern im Grunde bloß ferschiedene Bedeutungen eines und eben desselben Wortes sind, wodurch denn gerade eben dasselbe Gesez, welches man zu befolgen suchte, auf das gröblichste übertreten wird."

„Aber gesezt, man schränkte auch das Gesez mit der größten Strenge nur auf Wörter fon erweislich ferschiedener Abkunft ein, so reichen doch

2) unsere Schriftzeichen nicht hin, diese Ferschiedenheit, ohne Ferlezung der Aussprache, durch die Schrift anzudeuten. Das Zahlwort acht, die Acht, Aufmerksamkeit, und Acht, Ferbannung, sind drei Wörter ferschiedener Herkunft. So auch der Arm, brachium, und arm, pauper; Bär ein bekanntes Thier, Bär, eine Ramme, und

Bär, ein Damm; Beute, praeda, und Beute, ein gewisses Gefäß; Beutel, ein kleiner Sak, der Beutel in den Mühlen, fon batillus, der Stechbeutel der Tischer; Bok, ein Thier, Bok, ein Gerüst, Bok, ein Kloz, Bok, eine gebogene Fläche, und Bok, ein Fehler; die Ehe und das Umstandswort ehe; Elend, miseria, und Elend, ein Thier; Erz, aes, und erz, die Forsilbe; Feige, ficus, und feige, furchtsam; das Fest, festüm, und fest, firmus; Kaze, ein sehr fieldeutiges Wort fon mehreren ferschiedenen Stämmen, und fiele ähnliche Wörter mehr. Will man diese alle der Aussprache unbeschadet mit unsern gewöhnlichen Schriftzeichen unterscheiden? Da es nun bei den wichtigsten Wörtern dieser Art, nehmlich solchen, welche am fieldeutigsten sind, und dabei fon drei und mehr ferschiedenen Stämmen herkommen, unmöglich ist; so wird es bei den wenigen übrigen, welche allenfalls einen Unterschied ferstatten möchten, so nothwendig eben auch nicht sein." „Denn,

3) die Schwierigkeit, welche diese gleichlautenden Wörter machen, wird dabei ein

wenig übertrieben, weil die Ferbindung und der Zusammenhang in den allermeisten Fällen hinlänglich ist, die Dunkelheit zu ferhindern. Man seze die obigen Beispiele, die Schale zerbrechen, und der Bliz hat in den Hafen geschlagen, in ihren gehörigen Zusammenhang, so wird es gewiß sogleich deutlich werden, was für eine Schale, und was für ein Hafen gemeint ist. Ließe sich nun auch die Gleichheit für das Auge heben, so würde doch der Gleichklang für das Ohr bleiben; und doch findet man nicht, daß dergleichen gleich lautende Wörter in der mündlichen Rede so fiele Dunkelheit ferursachen, sonst würde die Sprache, aus dem dunkeln Bewußtsein des Bedürfnisses, der Sache sehr leicht haben abhelfen können. Es kommt noch dazu, daß wir, so wie jede andere Sprache, sehr fiele Wörter fon sehr ferschiedenen Bedeutungen haben, welche, dem Gesez der nächsten Abstammung nach, so wohl dem Auge, als dem Ohre gleichförmig bleiben müssen, und doch die so oft übertriebene Dunkelheit nicht machen. Die Sprache hat dieses Schreibgesez auch sehr bald wieder ferlassen, daher es bloßer

Grillenfang sein würde, wenn man noch darauf bestehen wollte *).“

„Indessen gibt es doch einige solcher Wörter, welche wirklich und auf eine einstimmige Art durch die Schrift unterschieden werden, und man würde auf der andern Seite zu weit gehen, wenn man diesen Unterschied wieder zerstören wollte, zumahl da diese Wörter wieder in das Gebieth des Schreibgebrauches fallen, welcher ohne die höchste Noth nicht ferlezet werden darf. Ich glaube diejenigen Wörter welche der Schreibegebrauch auf eine so beständige Art durch die Schrift unterscheidet, werden immer solche sein, welche im Zusammenhange der Rede der meisten Zweideutigkeit ausgesezet sein können, und bei diesen hat denn die Sprache gerade nicht allemal auf eine ferschiedene Abkunft gesehen. Dahin gehören z. B. daß und das; Leib und das Oberdeutsche Laib, obgleich beide

---

*) Zu Rom gab es auch einmal solche Wortkünstler, welche cum, qum, und quum, qnotidie, und cotidie, quicquid und quidquid u. s. f. unterscheiden wollten. Verum haec jam inter ipsas ineptias evanuerunt, sagt Quintilian, Bd. 1. Kap. 7.

eines Stammes sind; leer, die Leere, und die Lehre; Meer und mehr; man und Mann, auch eines Stammes; mein und meynen; Noth und die Note; Rain, Rhein und rein; Stadt und Statt; Saite und Seite; sein und seyn; der Tod und todt; Uhr und ur; Ton und Thon; Tau und Thau; wahr und er war; währen, dauern, und sich wehren; der Waise, orphanus, und der Weise sapiens; wider und wieder. Diejenigen, welche schon durch die Aussprache auf eine oder die andere Art unterschieden werden, als for und für, liegen und lügen, Nisse Nüsse, Rede und Reede oder fielmehr besser Rhede, Werk und Werg oder besser Werrig, feil, und Pfeil, Brike und Brüke, u. s. f, gehören nicht hierher. Aber in jenen, die nun einmal der Sprachgebrauch unterschieden hat, allen Unterschied aufheben wollen, heißt nur immer einreissen und zerstören, und niemals bauen wollen; zumahl da sich fon den meisten der obigen Wörter beweisen läßt, daß nicht bloß der Unterschied der Bedeutung, sondern höhere Ursachen die ferschiedene Schreibart feranlasset haben. So ist todt eigentlich das Participium fon einem feralteteten Verbo toden, sterben; seyn, meynen, feyern, und andere Verba mit einem y for der

Biegungssilbe, beweisen, daß sie fon einem Wurzelworte gebildet worden, welches sich auf ein y endigte."

Aus Forstehendem ersieht man daß die grössten Sprachlehrer die möglichste Einschränkung der Unterscheidung gleichlautender Wörter empfahlen. Man sollte fielleicht mehrere dieser Unterscheidungszeichen berauben, und man könnte nach nachstehenden Regeln dabei ferfahren.

1) Wörter die ferschiedenes Geschlecht haben, bedürfen keiner Unterscheidungszeichen, z. B. (die) Fiber, (das) Fieber, (der) Aal, (die) Ahle, (der) Busen, (die) Buße. Ebenso Tod, und (er ist) todt.

2) Wörter gleicher Abstammung dürfen nicht fon einander durch die Schrift unterschieden werden, z. B. Mahlen und Malen, Hafen und Haven, gar und gahr, Soole (Salz-), Sohle.

Fon den fremden Wörtern.

„Wörter, die aus fremden Sprachen entlehnt sind, müssen, wenn man sie deutsch ausspricht und beugt, auch nach deutscher Aussprache und Sitte geschrieben werden; folglich Pallast, Engel, Zepter, Pöbel, und nicht Palast, Aengel,

Scepter, Pöpel *). Wörter welche unmittelbar aus dem Griechischen entlehnt sind, werden mit einen k geschrieben: Sokrates, Katechismus, Kadmus. Die durch das Latein zu uns gekommenen, welche das c in der Aussprache mitgebracht haben, werden auch mit einem c geschrieben: Centaur, Cerberus, Cimon, ob wol mehrere neuere Schriftsteller hier den Laut der Ursprache beibehalten, also: Kentaur, Kerberus, Kimon. Bei solchen Wörtern, die nicht eingebürgert sind, behalte man die Buchstaben, die ihnen in der Sprache, aus der sie stammen, eigen sind; z. B. Festin, Journal, Cavalier.,,

,,Auch in fremden Wörtern, wenn sie das Bürgerrecht erhalten, oder durch den Gebrauch schon zu deutschen Wörtern gestempel sind, geht das c in k oder z über, wie in Kalender, Kloster, Kanone, Keller, Zepter, Zentner, Zirkel, Bezirk, Zitrone, Ziffer, Zither, Zimmer, Zinnober, Polizei, Prozeß, Spezerei zc. Andere fremde Wörter, welche eine zu fremde Gestalt haben,

---

*) Bei einigen behält der Schreibgebrauch zwar die nahe Ableitung, z. B. Papst und Propst fon papa und propositus, Philosophie fon philosophus, ob wol mehrere Schriftsteller Pabst und Filosofie schreiben. (Teut 1r Bd. S. 429.)

werden besonders fon Geschäftsmännern, auch mit einem c gesrieben, als Commissarius, Collegium; Namen aber (über welche keine Grammatik entscheidet), als Cicero, Cato, Crösus, Cypern, müssen ihr c behalten. Bei solchen fremden Wörtern, welche im Deutschen sehr gangbar sind, sollte man sich mehr Freiheit nehmen, sie nach deutscher Art zu schreiben, besonders wenn Ursprung und Aussprache nicht darunter leiden. Folglich kann man immerhin schreiben: abstrakt, Objekt, Subjekt, Interpunktion, Adjektivum ꝛc.

Di Endung que in französischen Wörtern ferändert der Deutsche in ke, als Flanke, Perüke. Ist die Endung aus dem Lateinischen ica entstanden, so ferwandeln wir sie in k, als Bibliothek, Fabrik ꝛc. (Teut 1r Bd. S. 444.)

Adelung theilt die fremden Wörter in eingebürgerte, die man nach deutscher Weise schreiben muß, und in nicht eingebürgerte, die unferändert bleiben. Zu lezteren müssen einige französische auf immer gezählet werden, deren deutsche Schreibart zu abweichend sein würde; z. B. Schenie für Genie. Er bemerkt wie buntschäkig die alten Bücher aussehen, wo man die Sucht hatte möglichst fiel fremde Wörter in die Sprache aufzunehmen und sie mit lateinischen

Buchstaben zu schreiben. Er will, daß man das französische c mit ß erseze, z. B. Faße, Faßon, für face, facon, schreibe; und die eingebürgerten, und die aus fremden (morgenländischen) Sprachen, die den größten Theil der Leser unbekannt sind, auf deutsche Art, z. B. Karavane (für Kierwan), ist aber gegen die Abänderung der Schreibart von Wörtern aus bekannten Sprachen, und gegen die griechische Schreibart griechischer Wörter, weil die lateinische Sprache die bekanntere ist. In Betreff der Wörter aus der lateinischen Sprache sagt er Seite 121: „Man hat seit einiger Zeit hin und wieder fersucht, alle dergleichen Wörter mit deutschen Buchstaben zu schreiben: Koncurrenz, Konsonant, zelebriren, Zizero, Zipio, Zitation, Koncordanz, das Akzessit u. s. f. Das erste, was einem jeden Leser einfallen muß, wenn er dergleichen Schreibarten siehet, ist der Zweifel, ob ihr Ferfasser auch wohl den geringsten römischen Geschmak haben muß, da er es über seine Empfindung bringen kann, römische Wörter in eine so barbarische Tracht zu kleiden. Es fereinigt sich hier nicht mehr als alles, dergleichen Schreiberei für höchst ferwerflich zu erklären.

1) Die Unschiklichkeit, ein Römisches Wort in einer barbarischen Tracht aufzustellen.

2) Die Unschiklichkeit, ein ausländisches Wort in ein einheimisches Gewand zu hüllen; und
3) die möglichst leichte Ferständlichkeit, indem die Lateinische Sprache zu den bekannteren gehört, deren Wörter dem größten Theile der Schreibenden auf eine oder die andere Art in ihrer eigenthümlichen Schreibart zu Gesichte kommen, daher die Ferschiedenheit der Schrift Dunkelheit und Anstoß machen muß.

„Hingegen hat man für die Neuerung nichts aufzuweisen, als das Neue, und allenfalls die gewiß nicht rühmliche Bequemlichkeit, über die wahre Schreibart des fremden Wortes nicht lange nachsinnen zu dürfen. Man lasse die niedern Classen dergleichen Wörter ferunstalten, wie sie wollen; Personen fon feinerem Geschmake und besseren Kenntnissen sollten sich billig auch hierin fon dem großen Haufen unterscheiden.“

Indessen hat man im Deutschen genug Anfänge gemacht, fremde Wörter auf deutsche Art zu schreiben, man ferwandelt, oder ferwandelte z. B. ul in el, clausula in Klausel, air, ain in är, än, Kommissär, Kapitän, quier, queur in ier, ör, Likör, Bankier; ch in K, Karte, Karakter, Kronik; ch in sch. Schagrin;

ph in f, Fantasie, Fasele, Fosfor, Filosof, Efeu, Triumf, Kamfer; in k und z, Zirkel; y in i, Egipten; tion in zion, Nazion.

Die Ferwandlung des tion in zion, des ph in f und des y in i, findet noch die wenigsten Nachahmer, hauptsächlich weil das herrschende Griechenthum für die Beibehaltung der leztern Buchstaben ist. Was das zion betrifft, so ist kein Grund forhanden, daß sich ein fremdes Folk an die Großmutter (die lateinische Sprache) hält, während ihr Nachkomme (die italienische Sprache) längst eben so schreibt. Kommt unser deutsches Wort Nation nicht eben so wol fon Natio, als fon Nazione?

Auch nehmen sich fremde Sprachen, selbst bei Namen fon Personen, ähnliche Freiheiten, und die Franzosen schreiben für ein deutsches u ou.

Das y ersezen die Italiener mit i, und wir sollten dis auch thun, und z. B. Kristall, Barit, Oxid, Sistem, Stil*) schreiben. Nur die Schweden mögen es behalten, weil sie y, gleich den Griechen, wie ü aussprechen. Fiele

*) Styl heißt nichts anders als Stil (Griffel), und dann würden zwei gleichbedeutende Wörter, Stiel und Styl, auf gleiche Art (Stil) geschrieben. Dis kann zu keiner Ferwechslung Anlaß geben.

dieser Wörter sind erst neu gebildet und haben, weil sie nicht fon Altgriechen und für Altgriechen geschaffen wurden, keine altgriechische Orthographie.

In den alten Sriften finden wir auch corpus statt Körper, und alle lateinischen Wörter mit lateinischen Lettern und in den Beugefällen ihrer Ursprache. Glaubte man fremde Wörter behalten zu müssen, so war dis allerdings fehlerhaft und muß selbst lächerlich erscheinen. Indem wir aber eben so y, tion und ph in Wörtern die wir nicht entbehren wollen, noch können, beibehalten, fallen wir in den gleichen Fehler.

In einigen fremden Wörtern hat man ohne Noth Buchstaben ferdoppelt, die jezt wegfallen können, da man weniger hart ausspricht, z. B. Aprill, wie es Adelung geschrieben wissen wollte. Man kann daher schreiben: Saflor, Safian, Porzelan, Katun, Palast und wol auch (nach dem Französischen café) Kafe, statt Kaffee, Kaffeh oder Kaffe.

Fon dem Nuzen der forgeslagenen Neuerungen.

Die Forsläge wegen der Rechtsreibung sind nun besloßen, und es bleibt uns nur

noch übrig, zu untersuchen, ob ihre Einführung mehr für als gegen sich hat.

Gegen di Abstammung ferstosen sie wenig, und wenn man di gebildeten stammesferwandten Sprachen mit in Betrachtung zieht, so haben di ungewönlicheren meistens in ihnen ihre Vorbilder gefunden. Di Aussprache leidet nicht darunter, dagegen ist der Gewinn in mehr als einer Hinsicht sehr bedeutend.

Unsere Rechtsreibung nähert sich dadurch mehr der, der sassisch-deutschen Sprachen, dem Dänischen, Swedischen und Englischen; das Rechtsreibenlernen wird sehr erleichtert, indem sechs Buchstaben, y, ck, tz, ss, q und v oder w, (wenn man für v, f und v für w gebraucht) wegfallen, und di Lehre fon den Dehnungs- und Vergrößerungsbuchstaben durch neun Regeln so ziemlich festgestellt ist.

Di Ersparung an Regeln ist noch bedeutender, denn wenn zwei Buchstaben für einen stehen, so hat man wenigstens zwei Regeln nöthig; wenn aber nur einer den Laut ausdrükt, kaum eine, da sich der Gebrauch desselben schon aus dem Laute fon selbst ergibt. In Hinsicht der Aussprache und Rechtsreibung kann man daher annemen, daß gegen di jezige Sreibart, beim

i und y drei, beim ck drei, beim tz sechs, beim f und v zwei; beim sch for Konsonanten zwei; im Ganzen 15 oder 16 Regeln wegfallen.

Das Auge gewinnt bei den meisten Aenderungen, indem einige, Ferwechslungen feranlaßende, oder doch nicht so schön aussehende Buchstaben wegfallen, und weil bedeutend an Raum, also auch an der zum Lesen nöthigen Zeit erspart wird, z. B. bei y, tz, ck und den Vergröserungsbuchstaben. Einige Wörter könnten allein Anstos geben, nemlich di mit 4 Buchstaben fersehenen, wo der Regel nach, nach Auslaßung eines e zu file lange Buchstaben und nur ein kurzer forkommt; z. B. in fligen, diser, Ther, für: fliegen, dieser, Theer, indessen muß diser Uebelstand um die Regeln nicht zu fermehren, ertragen werden.

Für di Sreibenden und di Drukereien ist der Gewinn nicht minder bedeutend.

Nach Ch. G. Täuberls allgemeinen theoretisch-praktischem Wörterbuch der Buchdrukerkunst und Sriftgießerei, sind unter 29,520 Buchstaben, 2,400 grose Anfangsbuchstaben, und unter den kleinen 1900 i, 200 y, 350 k, 150 ck, 200 ß, 600 ſ, 200 ſſ, 600 s, 400 z, 200 tz, 400 f, 200 ff.

Dis ist ungefähr das Verhältniß, in welchem man sie im Sreiben gebraucht. Man kann annemen, daß di grosen Anfangsbuchstaben zweimal mehr Raum einnemen, als di kleinen, und daß (andere daraus herforgehende Ersparungen an Raum mit hinzugerechnet,) y, ck, tz, ß, ff zweimal mehr Raum einnemen, als i, k, z, s, f. Die Raumersparung berechnet sich nun folgendermasen:

27,120 kleine Buchstaben,
2,400 grose,

29,520 im Ganzen.

Di 2,400 grosen, als zweimal mehr Raum einnemend als di kleinen, sind gleich

4,800 kleinen zu sezen, hiezu
27,120 kleine Buchstaben,

31,920.

kommt eine dem Raum nach berechnete Maße fon 31,920 heraus. Hiefon machen

200 y,
150 ck,
200 ß,
200 tz,
200 ff,

950 Buchstaben über $\frac{1}{33}$ oder beinahe 3 Prozent aus. Da nun dise als doppelt so fil

Raum einnemend anzusehen sind, so werden 1½ Prozente an Raum und wol eben so fil an Zeit und Arbeit (dis macht fast 5½ Tag im Jahre aus) erspart, wenn man dise Buchstaben durch di einfachen ersezt.

Für di Drukereien ist auserdem noch der Gewinn damit ferbunden, daß dadurch bedeutend in Hinsicht auf di Kosten und das Gewicht der Lettern, erspart wird. Sie brauchen statt 1,900 i und 200 y, nun nicht ganz mehr 2,100 i, denn da man fon jedem Buchstaben etwas im Forrath haben muß, so ist diser Ueberschuß um so bedeutender, je gröser di Zahl der ferschidenen Buchstaben ist. Jezt haben sie besonders fil mehr nöthig, weil di Orthographie noch swankend ist, und es daher bei manchem Buch an y, tz, bei einem andern, dessen Verfasser dafür i, z sreibt, an disen fehlen kann.

Dise Ersparung an Raum, ist in ferschiedenen Werken, nach ihrem Inhalt ferschieden, und kann, namentlich in chemischen und technischen, auch weit gröser sein.

Nach Zälungen in Werken ferschiedenen Inhalts, fand ich (grose Buchstaben nur als einfach gerechnet) daß gewonnen werden: durch

di Weglaßung des h in den bemerkten Fällen . . . . 0'30
des e . . . . 0'16
des e in die, diese 2c. . . . . 0'66
des ch in sch, for l, m, n, w (ch für einen einfachen Buchstaben gerechnet) . . . . 0'30

im Ganzen also . . . . . 1'42
oder mit obiger Ersparung fon . 1'05

2'92

oder beinahe 3 Prozent.

Zeitungen, welche täglich erscheinen, geben also durch Anname der forgeslagenen Abänderungen, dem Leser jährlich 11 Stüke mehr, und dise ersparen di Mühe und Anstrengung für di Augen, welche 11 Stüke mit unnöthigen Buchstaben gefüllt, gemacht haben würden. Ein jedes Buch das jezt 1000 Seiten hat, wird um 30 Seiten kleiner, daher di Autoren manchmal ferliren, das Publikum aber stets gewinnen wird.

Es werden also im Ganzen an Zeit und Raum beim Sreiben 3 %, beim Lesen 3 % und an Papir 3 % erspart. Das Sezen und das Aussuchen der Lettern wird dadurch sehr erleichtert.

Chaptal rechnet den Werth des durch di Buchdrukereien in Frankreich in Umlauf kommenden Kapitals auf 21 Millionen Franken. In Deutschland erscheinen ungefähr jährlich 4000 Werke und Zeitungen, deren Werth sich wenigstens auf 15 Millionen Gulden berechnet, und mindestens eine Ersparung fon 450,000 fl. zuläßt.

Di Einführung der meisten Aenderungen wird wenig Swierigkeit haben. An i, k, f, z statt y, ck, ff, tz, sind di Leser durch file Bücher und sehr gelesene Zeitungen gewönt. ſ statt ß, und ß statt ſſ, ist eben so wenig auffallend und nicht neu. Kw statt qu kommt selten for, eben so auch di Wörter, wo Fergröserungsbuchstaben ausgelassen werden können, nicht zu häufig, mit Ausname des Artikels und Pronomens: di, disen, diselben ꝛc. ꝛc. Zur Einführung diser Aenderung eignen sich Zeitungen am besten, weil sie am stärksten und sehr flüchtig gelesen werden. Ueberdis ist es nur nöthig sie teilweise anzunemen; dauert doch der Kamf des y und i, beinahe schon 50 Jahre (seit Adelung).

In den Wörterbüchern wird durch sie keine bedeutende Ferwirrung ferursacht.

Um an Raum zu sparen und die grosen Buchstaben, (welche obgleich dem Auge wolthuend, dennoch zu häufig gebraucht, ihm Mühe machen) nicht auser Ferhältniß mit den kleinen, zu häufen, sollte man Adjektiva fon Ländernamen (und auch di fon sehr bekannten Personennamen, und mit Hauptwörtern ferbundenen, adjektivisch gebrauchten Substantifa) klein sreiben; z. B. burgunder Wein, franzősich, englisch, wolfisch, kantisch, genfer See.

Es erleichtert dis di Uebersicht, besonders in technischen Werken und bei Preislisten.

Wie soll man aber Namen sreiben di sich nicht gut dekliniren lassen? z.B. Havanna-Honig, Havann. Honig, Havannahonig, oder havanna Honig. Leztere Sreibart gewährt die beste Uebersicht und ist am bequemsten, obgleich die Sreibart havanna. Honig, wegen des Punkts, als Zeichen der unterlassenen Deklinazion, die richtigste wäre.

Wollte man alle Ländernamen, mit den Hauptwörtern zu eigenen Namen ferbinden, so gibt es (man denke an di filen Weinsorten) eine Unzal unmäsig langer Wörter.

Zweite Abteilung.

Fon dem Nuzen der Sprachen.

Sprache nennt man di Art, wi ein Folk seine Gedanken und Empfindungen auf eine hörbare Weise ausdrükt. Sie geht aus dem Folke, aus seiner angebornen Eigentümlichkeit, herfor, und ist daher der Durchsnittausdruk des Geistes eines jeden Mitglides des Folkes, und weil sie ein Mittleres ist, kann sie nie ganz für den Karakter der ferschidenen Provinzen, Städte, Personen, Alter und Geslechter passen.

Die Einzelnen suchen daher di Sprache in Einklang mit ihrem Innern zu sezen; es entstehen Mundarten, proeinzielle Sprachabänderungen; es entstehen die ferschiedenen Sprech-

und Screibarten (Style), wodurch di ferschiedenen Personen, Geslechter und Alter di Sprache mit sich in Einklang zu sezen suchen.

Dis kann aber, wi aus dem Begriffe fon selbst folgt, nie follkommen geschehen, und wenn es auch bei einigen statt fände im gewönlichen Gange der Gemütstimmung, ist di Folkssprache doch nicht hinreichend, eigentümliche (individuelle) Erregungen auszudrücken. Ueberdis ändert sich di Bildung des Folkes, welche di Sprache bezeichnen soll, unaufhaltsam. Es kann also keine Sprache geben, welche allen Bedürfnißen der Einzelnen, und keine Mundart, keine individuelle Aussprache, di jeder Provinz und jeder einzelnen Person follkommen genügte.

Di unbelebte Natur bleibt wi sie ist, der Donner, das Rauschen des Windes sind noch diselben wie sonst, und darum sollten Nachbildungen diser Naturlaute, unferänderlich sein, wenn di Menschen nicht feränderlich wären. Da dise es sind, wird sich di Aussprache abändern, und weil jeder Einzelne mehr oder minder erregbar, und srekhaft ist, werden dise Worte im Akte des Empfindens ausgesprochen, fon jedem ferschieden betont, und sind in andern Sprachen anders, obgleich alle Föl-

ker so zimlich gleiches Gehör haben. Di Kinder können manche Buchstaben nicht aussprechen; ein Beweis daß dise für ihre Sprache nicht passen; da sie aber di Sprache der Erwachsenen nachamen, so kann es keine so follkommene Kindersprache geben, als es di der Erwachsenen für leztere ist, welche nur ihr inneres Gefühl und Bedürfniß zu Rathe zihen.

Di Erwachsenen, welche sich durch Sriften bilden und darnach di Aussprache erlernen, stehen in gleichem Ferhältniß wi di Kinder; sie bemühen sich (selbst one es zu wissen) di Fergangenheit, di Sriftsprache, sich zu eigen zu machen, und sind daher stets zurük gegen den Zeitgeist und gegen ihre eigenen Bedürfniße. Aus disem Grunde halten di Sriften di Feränderungen der Sprache auf, wi schon Adelung bemerkt hat.

Doch ist dises nicht so bedeutend, weil man wol nie so gesprochen, als gesrieben hat.

Dis bedarf einiger Erläuterung. In Deutschland, wo manche Profinzen eine sehr harte Aussprache haben, kann z. B. di Hochdeutsche in Sachsen entsprungene Sriftsprache, noch für Jahrhunderte zum Muster dinen. Den nördlichen Profinzen, wo man plattdeutsch sprach,

und daher noch jezt Snee, stehen, statt Schnee, schtehen spricht, könnte es nur zum Nachteil gereichen, wenn sie di härtere hochdeutsche Aussprache annemen wollten. Ein Theil der Einwoner nimmt sie durchs Lesen aber unwillkürlich an.

Man spricht hundertmal t wi d, b wi w aus, statt einmal di alte Sriftaussprache zu treffen. Wer nun nach diser gehen wollte, würde zwar regelrecht, weil di Regeln immer alt sind und sein müssen, aber der Richtung des Geistes zum Weichen, Sanften, nicht gemäs sprechen. In alten Sriften findet man dahsz, umb, und di Alten sprachen nicht nur dise, sondern auch alle anderen Wörter so hart aus, obgleich sie aus Mangel an Zeichen nicht alle anders sreiben konnten. Di Sprachlehrer, indem sie di Bücher der buchstäblichen Aussprache gemäs, lesen, sprechen nur in unserer Aussprache, nicht in jener alten, und könnten zur Meinung ferleitet werden, di deutsche Aussprache sei allein unferändert geblieben, wärend alle andern Fölker di ihrige bedeutend ferändert haben.

For manchen Wörtern, di mit Fokalen anfangen stand im Altdeutschen h, z. B. er (her), und noch läßt man oft ein aspirirtes h hören,

wo man keines sreibt und nie gesrieben hat. Es kann also di Ausſprache nicht nach der Srift gelernet werden, sondern man muß, wi im Französischen, Englischen ꝛc. di Sriftzeichen behalten, aber di Ausſprache ferändern.

Di Grammatiker können den Gang bezeichnen, den di Feränderungen genommen haben und muthmaslich forsreiben, aber der Sprache läßt sich nicht befehlen, weil sonst di Forzeit über der Gegenwart stehen müßte.

Alle Sprachen unterligen daher der Feränderung, und nur tode, welche fon keinem Folke mehr gesprochen werden, wi di lateinische und altgriechische, sind unferänderlich.

Aus disen Betrachtungen folgt, daß eine allgemeine Weltsprache unmöglich ist, und für den Einzelnen an und für sich grose Nachteile haben, und seinen Empfindungen Zwang anthun würde, Es erhellet auch worin der Hauptnuzen des Sprachstudiums gesucht werden müße. Doch befor wir dis auseinander sezen, wollen wir angeben, worin man ihn, hauptsächlich den der alten Sprachen, der lateinischen und griechischen, gesucht hat; es sind folgende:

1) Es ist eine ernste Beschäftigung, di den Geist fon den Spilen der Einbildungskraft abziht, und für di Anstrengungen des Lebens forbereitet.

2) Stärkt es das Gedächtniß.

3) Kann man fon der Sprachkenntniß bei Reisen und in manchen Forfällen des Lebens, grose Forteile zihen.

4) Kann man di Werke fremder Sriftsteller lesen und sich mit ihren Kenntnissen bereichern.

5) Ist es eine Forbereitung zum grammatikalischen Studium der Muttersprache.

6) Gibt es zu Fergleichungen des Wesens der Sprachen, zu Wortforschungen, mithin zum Denken Anlaß, und dadurch auch zur Ferbeßerung der Muttersprache.

7) Lernt man eine Menge im Deutschen gangbarer fremder Wörter ferstehen.

Dis sind di Forteile des Sprachstudiums, und hauptsächlich des der alten; indessen wird man bald sehen, daß man sie nicht zu hoch schäzen darf.

1) Beschäftigung gewähren di Sprachen one Zweifel und di alten gewiß eine sehr ernste, mühefolle. Aber Matematik, Chemie, Fisik,

Naturwissenschaften überhaupt, beschäftigen nicht minder und zum Teil noch anstrengender, und bereiten in manchem Betracht auch unmittelbar fürs bürgerliche Leben for. Was di Abzihung des Geistes fon dem Spile der Einbildungskraft betrift, so thuen di lezteren Wissenschaften noch mehr, denn gehe ich aus, so wird mir bei jedem Gegenstande ein Gedanke, Etwas, das sich auf Matematik oder Naturkunde beziht, beifallen, und ich denke nach, weil di Natur Gegenstand meines Wissens ist, aber seltener werde ich Lust haben an Worte und Sprachen dabei zu denken. Daher werden Personen, welche leztere Wissenschaften treiben, weniger in Ferführung kommen und Ausschweifungen begehen.

Di neueren Sprachen beschäftigen eben so gut und länger, weil der Eifer dafür nicht so leicht erkaltet. Also könnte man statt der alten auch leztere lernen.

2) Di Stärkung des Gedächtnißes findet bei allen Sprachen (wenn man gleich fil Sezungen und Worte lernt) gleich gut statt. Eigentlich wird aber nur das Wort- und Sprachgedächtniß gestärkt, weniger die Dar-

stellungsgabe; andere Anlagen fast gar nicht. Ein Vogel, dem man einige Worte lernet, kann sich daher im Raume nicht besser zu recht finden und ferfehlet sein Nest nicht weniger oft, als ein anderer, weil dis Lernen wol sein Wort-, aber nicht sein Ortsgedächtniß stärkte.

3) Bei Reisen ꝛc. kann man fon den neuen Sprachen weit mehr Nuzen zihen als fon den alten; und nur wenige sind in dem Falle, in fremde Länder reisen zu müssen. Auf dise Gefahr hin, wäre es der Forsorge für künftiges Wol, weit angemessener ein Handwerk zu lernen, welches weit besser das Fortkommen in allen Umständen sichern würde. Was di alten Sprachen betrifft, so müßte man, wenn man auf der ganzen Erde auch Leute fände, di sie ferstehen, dennoch di neueren forziehen; denn man kann mit der französischen, englischen und spanischen Sprache auf der ganzen kultivirten Erde sich ferständigen, und lernt dise drei Sprachen leichter, als eine alte, di lateinische oder griechische.

4) Indem man sich di neuen Sprachen zu eigen macht, kann man allerdings di darin ge-

sriebenen Bůcher ferstehen; indem man Lateinisch, Griechisch oder Chinesich lernt, di Bůcher diser Nazionen. Es kommt nur darauf an, welche Literatur man fůr forteilhafter hålt, um sich eine unter den filen Sprachen auszuwålen. In Betref der alten Sprachen wåre es aber am wenigsten nothwendig, da hierin nichts neues gesrieben wird, und di alten Autoren schon långst ůbersezt sind. Auch di bessern neuern Sriftsteller werden fast schon im nåchsten Jahre nach dem Erscheinen ůbersezt, und alle Entdekungen und Erfindungen durch Journale mitgeteilt. Sollte auch manches nicht ůbersezt werden, so ist diser Ferlust im Ganzen nicht bedeutend. Es wåre daher beßer mehrere Wissenschaften, und jedes einzelne Fach grůndlicher zu lernen, als mit den Sprachen di Zeit dazu und zum Handeln und Selbstbeobachten, zu ferliren.

5) Als grammatische Forbereitung sind allerdings di alten Sprachen, als di follkommensten und swersten, sehr zwekmåsig, aber di Grammatik der Muttersprache ist an und fůr sich so swer nicht, daß man forher andere Sprachen lernen můßte. Di neuen

Sprachen können di alten hierin auch ersezen, wenn man mehrere für eine der alten lernt. Man findet in den ferschidenen neueuropäischen Sprachen, di meisten Eigentümlichkeiten der alten, und di meisten Wortsezungen wieder. Z. B. im Swedidischen und Dänischen noch di Eigenheiten der alten Sprachen, den bestimmenden Artikel an das Ende der Wörter zu hängen, und durch ein s am Ende, aus einem thätigen ein leidendes Zeitwort zu bilden. Ganz abweichende Eigenheiten lassen sich übrigens im Deutschen nicht nachbilden, und filleicht öfter als es nüzlich ist, wird files Lesen fremder Sriftsteller dadurch schädlich, daß man einen fremden, nicht passenden Stil unwillkürlich annimmt. Wäre dis nicht, so müßten di Deutschen, welche am meisten di treflichen Redner Griechenlands und Roms studiren, sich durch den feuerigsten, kräftigsten Stil auszeichnen, aber sie müßen leider alles Feuer und alle bündige Kraft fon ihren Nachbarn in Uebersezungen sich aneignen. Di Alten, di nur ihre Muttersprache ferstanden, könnten dann nicht zum Muster dinen.

Di eigentümlichen Wendungen und Wortsezungen eines fremden Sriftstellers, fallen überdis weit weniger auf (und sind daher auch swer sich einzuprägen), als di eines Sriftstellers der in der Muttersprache sreibt, weil bei ersteren di Sprache uns ungewont ist. Um einen Begrif fon einen fremden Stil zu geben, wäre es besser, di Sezung ganz wörtlich ins Deutsche zu übertragen, und würden manche Stellen dadurch unferständlich, di nöthigen Erläuterungen hinzuzufügen. Dann müßte noch der Saz in der Ursprache daneben gesezt werden. Ohne dise Masregel denkt man immer noch in der deutschen Sreibart. Di Italiener fangen z. B. oft mit dem Participium ihre Säze an, als mit Avendo, essendo; indem wir es lesen, denken wir nicht dabei: habend, sondern: man hat, und prägen uns nie den italienischen Stil ein. Das schwedische Jag älkarog älskas, ich liebe und werde geliebt, müßte dann mittelst „Ich liebe und liebes" wörtlich nachgeahmt werden, und so in andern Fällen. Di Kürze und der Nachdruk fallen hier stärker auf, als in der Ursprache.

Eine Sammlung solcher Sprachproben und eine Angabe aller möglichen Fersezungen in einem deutschen Saz, würde lehrreicher sein, und sich dem Gedächtniß tiefer einprägen, als ein jahrelanges Studium fremder Werke.

6) Was di Wortforschungen und Fergleichungen betrift, so kann das Lateinische (das Griechische jedoch kaum), für Franzosen, Italiener, Portugiesen und Spanier sehr angenem sein. Sie sehen sogleich, daß ihr nomo, homme ꝛc. fon dem lateinischen homus kommt, und können also beim Studium des Lateinischen nachdenken. Wir jedoch können nur zu der Einsicht gelangen, daß zwischen unserer Muttersprache und dem Lateinischen, keine Aenlichkeit statt findet. Was für dise das Latein, sind für uns das Altdeutsche, Plattdeutsche, Dänische, Swedische, Holländische und Englische. In dem swedischen man und människja, sehen wir unser: Mann und können sließen, daß Mensch fon männisch herstammt. Wollen wir jedoch das Lateinische nicht lassen, und zugleich denken, so müssen zuerst di neulateinischen Sprachen (Französisch, Ita-

lienisch ꝛc.) gelernt werden und in den lateinischen Grammatiken zugleich di französischen und italienischen Wörter, und ganze Uebertragungen in jene Sprachen, forkommen.

Fon den angerühmten Forteilen des Sprachstudiums, haben also di neuen Sprachen di meisten, und wenn man dahin gelangt, di alten, für unnachamlich gehaltenen Muster der Redekunst, selbst schaffend, zu übertreffen, so könnte man das Lateinische und Griechische, so wi das Hebräische, den Geistlichen, deren Beruf ihre Erlernung nöthig macht, und den Sprachforschern, di ein innerer Trieb zu allem was Sprache heißt, hintreibt, überlaßen; denn was Naturkenntnisse betrift, so sind wir den Alten weit foraus, und wir können ihre Werke übersezt lesen; und sollte sich hie und da ein Goldkörnchen finden, so wäre es fast unferzeilich nach ihm zu graben, da man di Goldklumpen neuerer Zeit, nur zu oft sorglos dem Strome der Fergeßenheit übergibt. Di Hauptgründe, di Jugend Europens mit den alten Sprachen zu quälen, wären sohin beseitigt und widerlegt.

Di neuen Sprachen treibt man ebenfalls der Beschäftigung wegen, um fremde Werke und Sriften ferstehen zu können, wegen der Reisen

in fremde Länder und aus Zeitfertreib. Das Studium derselben hat weit mehr für sich als das der alten Sprachen, indeßen werden folgende Betrachtungen zeigen, daß sie nicht so nothwendig sind, als man denkt.

Schon oben haben wir gesagt, daß di bessern fremden Werke meistens übersezt werden; und daß man daher genug mit dem Lesen der Uebersezungen zu thun hat. Ein anderer Umstand ist, daß fon den Meisten di eine Sprache lernen, nur wenige Zeit und Geld haben, fremde Werke zu lesen und sich anzuschaffen, sehr fiele auch zu wenig der Sprache mächtig sind, oder sie zu früh fergessen, um sie ferstehen zu können.

Was das Reisen betrift, so kommt fon 1000 Personen, di fremde Sprachen lernen, wol nur eine in ein fremdes Land; und dann ist es im Nothfalle leicht, die wenigen zum Umgang erforderlichen Wörter zu merken, zumal da der Umgang dis ungemein erleichtert. Haben dise nun nur 4 Jahre lang, in jedem 500 Stunden, sich mit der Sprache beschäftigt, so kommt ihnen jede Sprache auf 2,000 Stunden Zeit und Arbeit zu stehen, den 1000 Personen also auf

2,000,000 Stunden,

ab hievon 2,000 Stunden

für di eine Person, welche reist, so ist der reine Staats- ferlust . 1,980,000 Stunden, welche (wenn di Erzihung gut eingerichtet ist) mit etwas Besserem hätten ausgefüllt werden können.

Hiezu neme man di Kosten für di Bücher, Lehrer, Papir und man wird finden, daß der Ferlust sehr gros genannt werden darf.

Di Werke in der Ursprache zu lesen, ist zwar gut, wenn man file Sprachkenntniß hat, aber man sieht nicht ein, warum das Folk zu seinen übersezenden Dollmetschern weniger Zutrauen haben sollte, als di europäischen Kaufleute zu den ihrigen in China haben.

Angenommen nun, man lerne Französich in seinem dreisigsten Jahre 10mal schwerer, also in 20,000 Stunden, so sind doch fon den 2,000,000 Stunden, welche di 1000 in ihrer Jugend darauf ferwandt haben, 1,980,000 Stunden unnüz ferswendet worden. Wi file Sriftsteller, ja selbst Fölker, und Religionsstifter, di alle Fölker ferehren, gab es und gibt es noch, di nichts als ihre Muttersprache gekannt haben! Di religiöse Weisheit und Herrschaft des israelitischen Folkes, di Redekunst der Römer und

Griechen, ihre sittliche und geistliche Ausbildung, ist nicht durch Studium fremder Sprachen entstanden, selbst di neuern Fölker, denen wir Deutsche am meisten nachbeten, fernachläßigen di alten Sprachen weit mehr und beinahe (bis auf di lezte Zeit) ganz di neuen.

Gehen wir fon dem Grundsaz aus, di Sprache wäre ein Universalmittel der Bildung, so müßten wir also der Geschichte widersprechen, und Deutschland würde längst am Parnaß jedes Wißens und der Redekunst, alle alten und neue Fölker überstralen. Im Gegenteil hat aber das Sprachstudium in den finstern Zeiten des Mönchstums geherrscht, aber nicht in der Blütezeit Griechenlands.

Di alten Sprachen ferliren ihre allgemeine Wichtigkeit fon dem Zeitpunkte an, wo wir aufhören dem Altertume nachstehende Schüler zu sein, und bleiben nur eine Sache für Altertumsforscher und Altertumswüler, alle neuern Sprachen ebenso, wenn eine gleiche allgemeine Uniferſalsprache zu Stande käme; und selbst jezt wäre es den Engländern und Franzosen fürs gewönliche Leben unnöthig, eine neue Sprache zu lernen, weil ihre Muttersprachen so ziemlich allgemein geworden sind, und wenigstens das

Französche bis zu den Kellnern der Gasthöfe herab, alle Gebildeten zu sprechen fermögen.

Das ganze Sprachstudium wäre also ein Kind der Noth.

Wir müßen mithin das Sprachstudium auf andere Weise zu fertheidigen suchen, und Gründe auffinden di es, wenn auch nicht nöthig, doch nüzlich machen, wenn keine der forbemerkten Ursachen forhanden, in der Forzeit nichts zu suchen ist, und in der Gegenwart nur eine allgemeine Weltsprache herrscht.

Der Mensch sucht den Menschen zu ergründen; er ist nachamend. Jede Eigentümlichkeit der Fölker spricht sich in ihrer Sprache aus, indem wir sie lernen, begreifen wir di Sitten des Folkes. Dises eigentlich geschichtliche Interesse ist di Hauptursache, welche di Sprachen angenem und oft zu einem Bedürfniße macht.

In den Sprachen ferschidener Fölker drüken sich ferschidene fast allen einzelnen Menschen aller Fölker gemeinsame Eigenschaften aus, di aber der Sprache des Folkes, bei dem sie am stärksten sind, den Charakter geben. Wer nun dise Geistesstimmung in einem hohen Grade hat, neigt sich für di Sprache des Folkes, welche gleichen Charakter trägt. Eben das fin-

det bei plözlichen Erregungen einzelner Empfindungen statt. Wenn man jahrelang nichts in einer fremden Sprache las, wird man doch oft unwillkürlich einzelne Wörter derselben aussprechen, und sich Stellen aus ihnen erinnern. Aenliche Sprachen wird man beim Erlernen oft ferwechseln, weil sie ziemlich gleiche Empfindungen erregen. Man wird z. B. Swedisch und Englisch öfter fermengen, als Englisch und Französisch.

Auf gleichem Grunde beruht die Erfahrung, daß wenn jemand alte und neue Sprachen gleichgut gelernet hat, und nun keine mehr treibt, er erstere gewönlich leichter und oft gänzlich fergißt, denn der Geist der neuen Sprachen findet sich in allen neuen wieder, in keiner aber der Geist der alten.

Eben hieraus ist erklärlich, warum manche Personen so leicht entfolkstümlicht werden, fremde Sitten und Sprachen mit Entusiasmus annemen; sie stimmen beßer mit ihrer Natur, als di faterländischen.

Schöngeistige Erzeugniße sind oft unübersezbar, weil die Eigentümlichkeiten in der Sprache ligen, und dise vom Folke herkommt.

Dem Geschichtforscher ist di Sprache jedes Folkes, über das er liest oder sreibt, und di

jedes Jahrhunderts unentbehrlich, denn sie zeigt ihm den Geist der Fölker und Zeiten am besten. Di Geschichte sollte deswegen eine Niederlage der Sprachen aller Fölker und Zeiten, und in ihrem Geiste gesrieben sein.

Noch mehr gilt dis fon den Dialecten oder den Mundarten einzelner Sprachen; one daß man sie hört, kann man nie den provinziellen Geist begreifen. Ebenso wie man einzelne Menschen am besten begreift, wenn Ausſprache, Gesichtszüge, Gang 2c. genau nachgeamt werden.

Leichtigkeit und Lebhaftigkeit sind der französischen Sprache eigen, Swermuth und Kraft der englischen. Deutsche, di in ersterer sreiben (forausgesezt daß sie es zimlich gut ferstehen) werden sich leichter ausdrüken, als sie es in ihrer Muttersprache gekonnt hätten.

Im gewönlichen Gange des Lebens ersterben di meisten Leidenschaften, Begierden und Genüße nach und nach, und bald folgt Sättigung und Langeweile und das Einzige was bleibt, ist di smerzliche Erinnerung, daß di Gegenwart der Fergangenheit nicht mehr gleiche. In disem Zustande kann di Bildung wenige Fortschritte machen, denn der Reiz der Neuheit fehlt für das Alte und neue reizendere Beschäf-

tigungen sind nicht oft zu finden. Man sucht nun das Alte aufzuwärmen, man unterhält sich mit Freunden und wenn dise dasselbe wiederholen, was wir uns selbst hätten erzälen können, so fühlt man alte Leidenschaften erregt, durch den Reiz ihrer eigentümlichen Sprache und Darstellung. Täglich hört man daher in Gesellschaften das Alte in neuer Darstellung, und doch mit Fergnügen.

Eines der Mittel alles in ein schönes Gewand zu hüllen und den Geist anzuregen, ist also eine für unsere Geistesstimmung geeignete Sprache, besonders eine fremde. Lesen, Denken, Sprechen, und Sreiben in einer fremden Sprache, kann uns oft mehr Fergnügen machen, als in der Muttersprache, wenn erstere sich beßer für den Gegenstand eignet. Daher der belebende und galante Einfluß des Französischen, und di Erscheinung, daß ganz Europa Geschmak am italienischen Gesange findet.

Selbst der Umstand, daß das Lesen und Denken in einer fremden Sprache meistens mehr Mühe ferursacht, als wenn es in der Muttersprache geschiht, ist oft ein Forteil, indem dise Mehranstrengung di Langeweile ferscheucht, und bewirkt, daß wir aufmerksamer lesen, denken

oder schreiben, und so manches lernen oder denken, was wir sonst übersehen hätten.

Durch das Lernen fremder Sprachen wird zugleich di Abnuzung der Muttersprache fermindert, und sie behält daher für uns längere Zeit Werth; eben so ist das Fergnügen eines seit einige Zeit ausgeheimt gewesenen, grösser bei dem Anblik des Faterlandes, wenn er wieder zurükkehrt.

Di Sprachen gewähren sohin einen Genuß, welcher nicht an di Zeit, an den Raum, noch an den Gewinn und an den Ruhm des Folkes fon dem sie stammen, geknüpft ist, sondern der allein in ihrem Karakter und dem Bedürfniße deßen, der sie erlernt, ligt, und daher stets unferänderlich bleibt. In disem dunkeln Gefühle ist der Hauptreiz zu suchen, den di Sprachen haben, und di Hauptursache warum man sie zur Bildung für unerläßlich hält. Da dis Gefül dunkel ist, so hat man den Nebenforteil als Hauptsache angegeben; wi der Liebhaber di Schönheit seiner Geliebten als Hauptsache angibt, obgleich niemand anderm als ihm, diselbe Liebe einflößet, und sie daher nicht die wahre Ursache seiner Leidenschaft sein kann.

Di Sprachen sind ein Erheiterungsmittel, das mit dem Reisen file Aenlichkeit hat; hier ferändern neue Eindrüke unsere Stimmung, dort alte in ein neues Gewand gehüllte, und der Sprachgenuß ist um files bequemer, anhaltender und gleichförmiger. Räth man Reisen zur Erholung an, um Langeweile und Melancholie zu heben, so sollte man auch dabei zugleich das Lesen in der Muttersprache aufgeben und selbst oft zu den fremden Sprachen, di man schon kann, eine neue lernen, und in ihr denken, sreiben, sprechen und lesen.

Eine andere und wichtige Ursache, warum di Sprachen uns gefallen, ist der Sprachsinn, oder dijenige im Gehirne befindliche Kraft, welche di Sprachen schuf, und mehr oder weniger entwikelt, den Hang Sprachen zu lernen, oder blos die Fähigkeit seine Muttersprache und andere, lernen zu können, begründet. Ist sie bei den meisten gering, so erklärt sich warum das Organ mit der Kenntniß der Muttersprache schon zufriden ist, und blos durch andere Interessen gezwungen werden kann, noch andere Sprachen zu lernen. Dis ist gewönlich der Fall, denn Mittelmäßigkeit in allen dem Menschen angebornen Fähigkeiten, ist das Loos der Mehr-

heit. Aus diser Ursache folgt zugleich, daß man fon der Mehrzal der Schüler kein gründliches Lernen filer Sprachen, und nicht das einer Sprache, wie das Lateinische und Griechische, welche fier neueren an Swirigkeiten gleichkommen, fordern kann, und di Zeit mit Ausbildung anderer Anlagen (Organe) zubringen muß. Schüler mit besonders grosen Anlagen werden schon fon selbst stark werden, oder nach mehr Unterricht sich umsehen, aber bei den anderen kann man aus Mangel groser Anlagen nichts als Mittelmäsigkeit fordern, und muß (der Erfahrung gemäs), erwarten, daß das, was zu swer ist (wi Latein und Griechisch) bald gänzlich fergeßen wird.

Aus dem forher Gesagten ergibt sich nun, welche Forteile man, auser denen, welche unmittelbar das gesellschaftliche Intereße angehen, fon den Sprachen zihen kann, nemlich:

1) Uebung und Fergröserung des Wort- und Sprachgedächtnißes;
2) Uebung und Fergröserung des mimischen Sinnes, oder der Nachamungsfähigkeit, wenn man di Aussprache beim Sprachstudium genau berüksichtigt, und so das fremde Folk bildlich darzustellen sucht.

3) Erhöhung und Reizung der Organe, welche das Folk, deßen Sprache man lernt, besizt. Dis macht es manchen Sriftstellern möglich, ohne daß sie es selbst wißen, in französischer Sprache leichter und fließender zu sreiben, als in ihrer Muttersprache; Lobreden werden in ihr beßer gelingen und mit mehr Wolgefallen gelesen werden.

4) Stärkere Beschäftigung des Sprachorgans, und dadurch Ferscheuchung der Langeweile; Erneuerung alter Genüße. Man wird in fremden Sprachen, das was man in der Muttersprache zum Ueberdruß gelesen hat, noch einmal lesen können und mit gröserer Aufmerksamkeit lesen, und ebenso in ihr, in disem Falle, zu bekannte und zum Ekel gewordene Dinge, gut darstellen können, während in der Muttersprache selbst jedes zusammenhängende Denken, aus Mangel alles Reizes und aller Neuheit, unmöglich gewesen wäre *). Dis ist für Dichter und Ro-

*) Wenn man einen Gegenstand in fremder Sprache bearbeitet, fährt man unwillkürlich in der Muttersprache zu denken und zu sreiben fort, wenn der Zwek erreicht, und Intereße an demselben gewonnen ist.

manensreiber wichtig, welche sich dadurch zugleich einen fremdartigen, dem Gegenstand oft mehr entsprechenden Stil aneignen können. So wäre z. B., forausgesezt, daß der Romansreiber alle Sprachen gut fersteht, ein leichter Eingang im Französischen, und dann di ernste stille Ferzweiflung des Libhabers im Englischen zu sreiben ꝛc. und aus disem erst ins Deutsche zu übertragen. In Hinsicht auf Filseitigkeit würde es nie schaden, ein und denselben wißenschaftlichen Aufsaz mehrmals in ferschidenen Sprachen zugleich auszuarbeiten. Man würde bei der zweiten Ausarbeitung an Dinge noch denken, di man bei der ersten fergessen hatte.

Eine änliche Wirkung wi hier di Sprachen, hat das Sreiben, welches wi bekannt, das Denken ungemein erleichtert. Rechnen wir den Umstand ab, daß bei manchen Ausarbeitungen, indem man gefundene Thatsachen aufsreibt, dadurch das Gedächtniß erleichtert und also im Stande gesezt wird, in seiner Thätigkeit fortzufahren, so hat die Beschäftigung, welche es gewähret den Hauptnuzen, einen Anteil des unbeschäftigten Geistes in Thätigkeit zu sezen, dadurch di Aufmerksamkeit zu befestigen, di

Langeweile zu ferscheuchen, den Geist auf eine Seite zu leiten, wodurch natürlich an diser eine stärkere Thätigkeit herschen wird. Gegenstände di man mit Entusiasmus ergreift, können, weil man unmöglich so snell sreiben, als denken kann, nicht so gut niedergesrieben werden, als man sie gedacht hat, aber in allen Fällen wo dis nicht statt findet, und dise sind di zalreichsten, ist das Sreiben ein Beförderungsmittel des Denkens und mithin der Bildung. Eben so liest man aufmersamer als man zuhört. Da auf den Grundwahrheiten in den Wißenschaften alles andere beruht, so kann man di Lehrbücher nicht oft genug lesen; damit sie aber den Reiz der Neuheit nicht ferliren, muß man eine Wißenschaft fon einem andern Ferfaßer, oder in einer andern Sprache studiren, sonst wird bei so filen Bekannten auch das Neue übersehen. — Filleicht könnte fon diser Erfahrung in Schulen Gebrauch gemacht werden.

Bei allen oben gesagten ist jedoch nicht zu fergessen, daß alle Menschen mit ferschidenen Fähigkeiten geboren sind, daß dem einen di Sprachen kein Fergnügen machen, noch zum bessern Merken wissenschaftlicher Entdekungen

dinen können, und daß jeder selbst seine Bedürfniße ermeßen muß.

Das weibliche Geschlecht, fon Natur sanfter, wird für sanfte Sprachen mehr Neigung haben, und dazu dürfte sich des leichteren Lernens wegen, di dänische besonders schiken. Es würde angenem und selbst zwekmäsig sein, wenn jedes Geschlecht eine eigene Mundart annäme, z. B. das weibliche eine dem Dänischen und Plattdeutschen angepaßte, das männliche di gewönliche harte Hochdeutsche.

Kommt es blos darauf an, Sprachen zu kennen, so würden di dänische Sprache und di swedische, di plattdeutsche, allenfalls auch di holländische und englische hinreichend sein, und dis findet bei den nidern Schulen statt, in welchen jezt nur Deutsch gelehrt wird, da das gemeine Folk selten fremde Werke liest, noch in fremde Länder reist.

Ein halbes Jahr, oder 300 Stunden, würden zu einem zimlich guten Unterricht genügen, und grose Forteile für di Bildung daraus herforgehen. Auch in politischer Hinsicht sind dise Sprache allen andern forzuzihen.

In den höhern Klassen müßten dann di neulateinischen und slavischen (nach der Wal

der Schüler) und in den höchsten, für di welchen es nöthig ist, Latein und Grjechisch gelehrt werden. So hätte man einen allgemeinen wenig Zeit kostenden Sprachunterricht und einen für alle Angelegenheiten im Leben passenden, fon der Wal der Schüler abhängenden.

In Hinsicht auf Sprache und Kenntniß der Worte (in denen alle unsere Begriffe nidergelegt sind, und deren Erlerung daher di Erwerbung aller Kenntnisse ungemein erleichtert) wäre es gut, gleich nach dem Unterricht im Lesen, oder noch bei demselben, ein nach der Abstammung geordnetes Wörterbuch lesen zu lassen, und allenfalls noch wissenschaftliche Terminologien. Im ersten würden z. B. nach der Abstammung also folgen: thun, That, Thäter, Thatbestand; Stehen, Stand, Ferstand, Forstand, Umstand; Mann, Mensch, menschlich; Nemen, An-, Zu-, Ab-, For-, Aufnemen, unternemen, Unternemung, Fernunft *), in lezteren alle in ferschiedenen Wißenschaften und Gewerben forkommenden Wörter, mit Erläuterung.

*) Ganze Bände fon Erklärungen der Fernunft, und ob di Thiere sie haben, hätte man erspart, wenn man auf den Grundbegriff (fernemen) zurükgegangen wäre; man hätte keine Erklä-

Fon dem Gange, welchem di Aussprache in Europa gefolgt ist und folgen wird.

Schon in den forhergehenden Abhandlungen zeigten wir, daß es eigentlich keine Aussprache geben könne, di di beste wäre, denn jede dem Geist des Menschen angemeßene Aussprache, ist di beste für ihn. Ein sinnlich kräftiges „N'a bischt da gwescht?“ ist um nichts besser, als das kältere, langsamere: „Nun bist du da gewesen?“. Es muß daher, wenn man eine Aussprache als di beßere bezeichnen will, bewisen werden, daß sie im Gange des Zeitgeistes liegt, daß sie in den gebildetsten Teilen eines Landes schon ganz oder teilweise gangbar ist, und daß im leztern Fall dises teilweise Forhandensein zu dem Sluße berechtigt, daß das was noch als Ausname erscheint, bald allgemein werden wird. Eine Angabe der Aussprache der Fölker deutschen und neulateinischen Stammes, ist hiezu unerläßlich nöthig, indem sie zeigen kann, daß sie in den, was wir als muthmaßlichen Gang der deutschen Aussprache bezeichnen, meistens schon foraus-geeilt sind.

---

rungen gegeben, die bis zur Unfernunft dem Wortbegriff widersprechen.

Di Feränderungen, welche dise Sprachen erlitten haben, wird auch di deutsche Aussprache erleiden; dis ist zum Teil schon erfolgt.

Das allgemeine Ergebniß ist dises: alle jezigen Sprachen werden sneller, fließender *), weniger hart ausgesprochen, di Hauchlaute, Zischlaute und Doppellaute sind zum Teil weggefallen, zum Teil werden sie nur halb gehört. Di tiefen Laute u, å, ů, haben den hellen Lauten ů, e, i Plaz gemacht, di harten Buchstaben den weichen; endlich hört man, wo mehrere Konsonanten ein Wort sließen oder anfangen, oft nur einen, manchmal auch disen nicht mehr. Folgende Beispiele werden dis klar machen.

Italienische oder neulateinische Sprache.

Sie kennt keine Doppellaute und jeder Fokal muß besonders ausgesprochen werden; z. B.

---

*) Eine der erheblichsten Feränderungen, welche di Niedersächsische Sprache erlitten hat, ist, daß man di Endsilben jezt gewöhnlich mit einem Mitlauter schließt, wo man sonst einen Selbstlauter gebrauchte, als gebene, geben, heiti, heit, firi, für, sinemo, seinem. Siehe J. F. A. Kinderlings Geschichte der Niedersächsischen Sprache,

paura wie pa-ura, automa wie a-utoma; gl lautet wie lli, z. B. gli, egli, figlio.

H wird gar nicht ausgesprochen, und auch meistens nicht mehr gesrieben. St, sp, sd, dürfen nicht (eben so auch im Französischen) wi scht ꝛc. ausgesprochen werden.

Die Italiener unterscheiden p, t, k stärker fon b, d, v als wir erstere gewöhnlich, weil durch die Ferwechslung des Lautes Mißferstand entstehen kann, ein Fall, der sich im Deutschen kaum ereignen wird.

Spanische Sprache.

Sie ist unter den neulateinischen noch di härteste, obgleich einige Feränderungen, dem allgemeinen Geiste gemäs, forgegangen sind.

Di Aussprache der Doppellaute ist wi im Lateinischen. Beide Fokale smelzen nicht in einen zusammen, sondern jeder wird besonders gehört, so daß der erste etwas heller klingt, und der andere dunkler nachtönt; b lautet fast wi w; d meistens weicher als im Deutschen; h wi

Magdeburg, 1800, Seite 128. Hierdurch wurde sehr fil an Snelle gewonnen. Eben so im Englischen durch Aussprechung mehrerer Focale, wi einen, z. B. des ea wi i.

ein leiser Hauch; x oft wie ch (exemplo wi echemplo); z wi dß. Di Spanier haben in ihrem ch einen Laut, der wi dsch gesprochen wird.

Französische Sprache.

Dise gibt uns di meisten Beispiele, welche jeder Leser leicht selbst finden wird. Statt der Doppellaute ai, oi, au, aus dem lateinischen und deutschen, hört man jezt nur ä oder oé, o; das h wird zum Teil gar nicht, meistens aber nur halb gehört (asperirt); tion und c lautet wi s (Nation, Cicero); den Laut z kennt die französische Sprache nicht. Zwei Konsonanten am Ende eines Wortes lauten meistens wi einer, und ein einzelner, wenn nicht e folgt, nur halb, als z. B. élan.

Englische Sprache.

In manchen aus dem Französchen ins Englische übersezten Wörtern hört man das h nicht, z. B. in honest, hour; k hört man nicht for n, z. B. in knife, knowledge (neif, noledsch); z lautet wie ß: lazy, zeal; p zwischen m und t ist stumm, z. B. in attempt, contemptible, prompt.

S lautet for m, n, p, t, r, w, v nie wi sch.

Um di Härte zu mildern, warf man oft einen Mitlaut weg, forzüglich das b, wenn das

Wurzelwort sich mit einem b anfing, z. B. abridge statt abbridge, oder wenn das Wurzelwort sich mit d, f, g, l, m, p, s, t anfing, so wurden bei Zusammensezungen dise Buchstaben ferdoppelt, und ein anderer dafür weggelassen, z. B. accede für adcede, correct für conrect. w wird am Ende sehr oft nicht ausgesprochen.

Keine Sprache zeigt das Bestreben sneller und geläufiger zu sprechen, mehr als di englische; denn man wird, auser der französischen, keine finden, wo so file Buchstaben nicht mehr ausgesprochen werden, und mehre Fokale jezt nur wie einer lauten.

Swedische Sprache.

In der Umgangssprache spricht man l for j, in einer Silbe, nicht aus; z. B. ljud, ljuflig; z und c lautet wi s, z. B. zefyr, zira, Cesar, Civil; h wird for j und v nicht ausgesprochen, z. B. hjelp (Hilfe), hvila (ruhen); k lautet for i, y, a, o, weich, z. B. in Kind; st, sp, sm, lauten nimals wi scht, schp, schm; g lautet wi gj, oft wi j, for i, y, ä ö, z. B. gift, gyckla, gädda, gömma, ebenso manchmal am Ende der Wörter. Nach i wird es am Ende in der Umgangssprache nicht gehört, z. in ärlig, salig, ärli,

sali. Di swedische und dänische Sprache kennen keine Doppellaute.

stj sprechen di meisten wi sch: stjelke, stjäla, stjerna.

Dänische Sprache.

Sie ist unter allen Sprachen deutschen Stammes die weichste.

G wird am Ende einer Silbe nach a, u, sehr weich ausgesprochen. Dag, Boge, wi in Tag, noch weicher nach y, l, wo es kaum als ein j gehört wird. Dise übergrose Weiche hat auch schon aus manchen Wörtern das g gänzlich ferdrängt. So spricht und sreibt man due, kue, blue, Flue, Wei (taugen, muthlosmachen, Bogen, Fliege, Weg), welche sonst ein g hatten. Di meisten deutschen Wörter, welche am Ende oder in der Mitte ein b haben, haben im Dänischen ein w, und selbst dises wird zwischen zwei Fokalen meistens nicht gehört, man spricht: bli blie, gi, ha, statt blive, give, have (bleiben, geben, haben,). Statt z in Justiz, Prinz rc. sreibt man Justits, Prins, spricht aber nur ein s. In dänischen Wörtern steht s, t, ts, wo wir z sezen, z. B. Pels (Pelz).

Doppellaute im eigentlichen Sinne hat di dänische Sprache nicht, obwol manchmal zusam-

menfließende Buchstaben, auf Art der Doppellaute ausgesprochen werden.

D wird zwischen zwei Selbstlautern und zwischen l und e, n und e, r und c, fast gar nicht gehört, so daß man statt: sadel, bede, ride, ordet, foder, (Sattel, bitten, reiten, Futter, Orden,) spricht: sael, be', ri-e, foer, oret.

Deutsche Sprache.

Die plattdeutsche Sprache, welche als eine untergehende und unausgebildete zu betrachten ist, hat mit der dänischen das Meiste gemein. Di feinere auf sie gefolgte Aussprache des nördlichen Deutschlands, kennt kein sch for t, m, n, w, k, z. B. in Schnee, stehen, und nähert sich in diser und anderen Eigenheiten, der dänischen Aussprache.

Im allgemeinen neigt sich di Aussprache zum Weichen hin; ai hat man in ei umgewandelt, z. B. Weizen ꝛc. oder es wird doch so gesprochen; b lautet am Ende und in der Mitte wi w: Labsal, Nabe, geben, Fieber, Uebung, ob, hob, grub, also wi Lawsal, Nawe ꝛc. Dise Aussprache, als w am Ende, findet man in Wismayrs deutscher Sprachlehre (nach Heinsius lautet es wie b oder p; nach Adelung wie p).

Statt dahzs, undt, umb, spricht und sreibt man jezt: daß, und, um.

G hat man in den Wörtern Gauche, gäten, gäh, mit j fertauscht: Jauche, jäten, jäh.

Z spricht man manchmal wie ss, Offizier.

Der Bequemlichkeit wegen, kann die Grammatik das t nicht in d ferwandeln, noch das p in b, obgleich, worüber fast in allen Grammatiken Klage geführt wird, di gemeine Aussprache (der Geist der Zeit) dise harten Buchstaben meistens wi d, b spricht, z. B. Tod, Brot, That, Papir, teutsch *).

Manchmal wird t, nach einem Konsonanten nicht gehört, z. B. Markt wie Mark.

Das m in dem, und am Ende der Substantiva im Dativ, scheint der Aussprache zu hart, daher man fast immer n hört. Dise Aussprache ist auch der Grund, daß so file Deutsche gegen den Dativ im Sreiben fehlen.

---

*) So hört man in den Schulen fast nie fon t oder p, sondern fon dem Gebrauche des harten d (t) und des weichen d (d), oder des harten b (p) und des weichen b (b) sprechen, weil Lehrer und Schüler sich nicht di Mühe geben mögen, t und p wirklich auszusprechen, und daher di richtige Aussprache durch di Eigenschaftswörter „hart" und „weich", andeuten müßen.

Unter den deutschen Mundarten, sagt Wismayr, weichen besonders di oberdeutsche (in dem grosen südlichen) und di niederdeutsche (in dem kleinen nördlichen Teile Deutschlands) am weitesten fon einander ab; jene ist rauh, hart und weitsweifig, dise hingegen weich, slüpfrig, und kurz. Aus beiden entstand di edlere hochdeutsche Mundart oder filmehr Sprache; sie hält zwischen Rauhheit und Weichheit das Mittel; haucht, bläst und zischt nicht so mühsam, wi di Oberdeutsche, und sleppt sich nicht so nachläßig und träge, wi di niderdeutsche. So spricht, z. B.

der Oberdeutsche:

trochchen, zeuchen, Hous, huaten,

der Hochdeutsche:

troken, zeichen, Haus, hüten,

der Niederdeutsche:

tröge, tehen, Hus, höden.

Nachstehende Regeln machen zwar nur auf Anwendung in besondern Fällen, z. B. bei der Deklamation, Anspruch, indeßen muß ich doch bemerken, daß in einigen Provinzen Deutschlands der Wunsch und das Gefühl für eine feinere Aussprache, selbst in den untersten Ständen, allgemein ist, sonst könnten sie nicht ihre Aus-

sprache eine grobe, harte, unangeneme nennen; sie müßten di feinere, welche sie schäzen, umgekehrt für eine weichliche halten und ferachten. Auch würde dann di sächsische nicht als di beßere, und di noch feinere der Gebildeten Norddeutschlands, als di beste anerkannt werden, wenn nicht das allgemeine Gefühl dise Anerkennung forschribe. Eine Anerkennung des Beßeren, sezt ein stillsweigendes Geständniß foraus, daß di gewonte Mundart di slechtere sei.

ai, äu muß wi ei, eu und alle Doppellaute möglichst snell und leicht ausgesprochen werden;

b am Ende und in der Mitte (meistens) wi w, wi schon gewönlich geschiht. Am Anfange for l wi b, oder fast wi w, Blume. P fast wie b, welches schon meistens statt findet;

d, wi gewönlich, und t sanfter nach dem schon herrschenden Gebrauche, wi d, oder doch fast so; th wi d;

f sanfter, in pf wi bf, und pf, nach m, n, wi f, als in Dampf, Damf;

G nie wi k, meistens wi ch, gj, z. B. gjehen, jehen, Chlanz statt gehen, Glanz, nach dem Dänischen und der Analogie, fon den in Jauche und jäten ferwandelten Wörtern „Gauche und gäten;

h darf man (nach dem schon allgemeinen

Gebrauche) in der Mitte der Wörter nie hören lassen; z. B. stehen, wi ste-en, am Anfange nur swach und könnte es manchmal, wo keine Ferwechslung zu besorgen, nach dem Gebrauche der Italiener, gar nicht aussprechen;

k wi das französische c oder que am Anfange, oder wi ch;

m, über disen Buchstaben ist wenig zu sagen, nur scheinet di Aussprache statt deßelben, im Dativ immer nur n hören lassen zu wollen, und es würde gut sein, den Dativ in Sriften nicht zu sehr zu häufen, und z. B. wenn alle Adjektiva im Dativ stehen müßen, nur das erste mit m zu sreiben, wi schon oft geschiht. Also statt des Sazes: in rothem, gelbem, grünem, weißem Papir; in rothem, gelben, grünen, weißen ꝛc. zu sreiben. Um di Härte des m zu fermeiden, braucht man hier manchmal di Mehrzal.

Di swedische Sprache kennt keinen Dativ, sondern braucht dafür Propositionen (auf på).

N, O, R, sanft ausgesprochen; und r nicht in fordern, hierbei, hiermit, wo man es auch im Sreiben wegzulaßen anfängt.

S. Ebenso, und nach dem Gebrauch des nordischen Deutschlands, des Swedischen, Däni-

schen und Englischen, s und sch, for Konsonanten stets nur wi ein bloses s; z. B. stehen (sdehen), Snee, Swefel, swimmen, smelzen, sroff.

For Fokalen könnte sch, wo keine Ferwechslung zu besorgen, mehr wi s, oder das dänische sj lauten, z. B. Sjande, Sjuhe, Sjöne. Eben so am Ende als Mittellaut zwischen sch und ß, z. B. französisch; überhaupt weniger zischend und mit weniger Anstrengung als gewönlich geschihet. Disen Gang hat auch di jezige Aussprache im Fergleich zu der alten schon genommen.

Z. Disen Laut kennen die nordischen Sprachen nicht, sie laßen dafür s oder ss hören: Nassion, Prins, und am Anfange for Konsonanten und Fokalen t, Twang, statt Zwang. z laute am Ende eines Wortes nach einem Konsonanten, wie s, Glans, Krans, Schanse; in fremden Wörtern wi s oder ss, Nassion, Offisir, Subtrakſion; am Anfange for Konsonanten, sanft wie ts, z. B. tswang, und for Fokalen (wenn keine Ferwechslung zu besorgen) fast ganz wi s, ß: Suker, ser, ßu, für Zuker, zer, zu.

Di Forsilbe ent laute meistens (wi schon gewönlich) wenn Konsonanten folgen, wie enn; z. B. entstehen wi ennstehen, enngehen.

Mit disen Regeln soll Niemand Zwang auferlegt werden, sondern di Anwendung bleibt denen überlaßen, welche sie für gut finden.

Dichter thäten oft wol, durch eine abgeänderte Sreibart, oder eine Anmerkung, di dem Gedichte entsprechendste Lesart anzuzeigen. So würde man z. B. in Schillers Würde der Frauen gut thun, in den di Männer betreffenden Versen di Hauch- und Zischlaute möglichst stark auszusprechen, in denen, welche die Frauen betreffen, jene Barbarismen aber kaum hören zu laßen.

Einen andern Einwurf gegen di Aussprechlehre könnte man daher nemen, daß sie der Sprache der Kinder sich annähere; indeßen dient darauf zur Antwort, daß die italienische und französische und alle feineren Sprachen sich beßer für dise eignen, und daß man, da man nicht stille stehen darf und kann, im Harten und Rauhen sich der rußischen und slavischen, und alten römischen und griechischen Sprache annähern, oder eine sweichere Aussprache annemen muß. Was thun di Sprachlehrer, welche alle Verba regelmäsig machen? sie wollen das, was di Kinder thun, weil sie nur einige Regeln im Gedächtniße haben, und daher nach disen alles regelmäsig machen. Alle Fölker haben sich nun einmal das Sprechen

leichter gemacht und werden es sich fortwährend noch sehr erleichtern, filleicht weil sie zu filseitig beschäftigt sind, um ihr Sprachgedächtniß in mühsamen Formen zu üben.

Aus gleichem Grunde haben auch di neulateinischen Sprachen, und di neugriechische, und di deutsche theilweise, (di wahrscheinlich in den ältesten Zeiten eben so wi di lateinische und griechische Sprache keinen Artikel, hatte) di Artikel angenommen, so wi di Umsreibung der leidenden Verba. Gewiß ist unter den ferschiedenen Sezungen: 1) des Feind Macht, oder di Macht des Feind; 2) des Feindes Macht; 3) Feindens Macht, wi di swedische Sprache ohne Artikel dekliniren würde, di lezte Sezung di mühsamste, nächstdem, di zweite, di deutsche, mit Artikel und Beugung des Hauptworts, am wenigsten mühsam di erste, welche di aller neulateinischen Sprachen ist. Eben so ist es wenn di passiven Verba umsrieben werden, statt sie durch eine Beugung auszudrüken.

Ferschidene Sprachbemerkungen.

Manche Sriftsteller glauben alle Zeitwörter regelmäsig machen zu müßen, aber sie werdeten (würden) nicht unregelmäsig gebraucht gewerdet (worden) sein, wenn dise Unregelmäsigkeit sie

nicht wolklingender machete (machte). Nur wo dis nicht statt findet, ist es gut sie regelmäsig zu machen, z. B. fraubte für frob. Rufte für rief; sprechte für sprach; brechte für brach; berathete für berieth; bratete für briet; wendete für wandte, sind keine Ferbeßerungen der Sprache, so wenig als es sreibete für srieb, sein würde. Di Abstammung sollte nur da geltend gemacht werden, wo sie Nuzen hat. Adelung sagt: Ernte wird nicht deutlicher, wenn man weiß, daß es fon einem alten Arnen herkommt; er schrieb daher Ernte, und nicht Aernte oder (der Ableitung gemäs) Aerndte. Mit noch grösserem Rechte müßte man Mänsch, statt Mensch sreiben, da es fon man herkommt, wi das swedische människja beweist. Ueberhaupt läßt man statt ä lieber e hören, und sollte es eher durch e ersezen, als dises mit ä. Dis gilt auch fon lateinischen Wörtern, welche ä haben, das man aber wi e ausspricht und daher im Französischen auch e sezt. Man sollte daher statt März, Präfect, Merz, Prefekt sreiben.

Di Buchstaben tz, ck werden gewöhnlich beim Abbrechen der Wörter in ein zz, kk aufgelöst. Wenn sie mit z, k ersezt werden, können sie nicht mehr ferdoppelt werden, man muß alse statt siz-

zen, siz-en abbrechen, welches auch der Abstammung gemäser ist.

Ueber di deutschen und lateinischen Lettern.

Di sogenannten deutschen Lettern, im Mittelalter durch Abänderung der lateinischen entstanden, und damals bei allen deutschen und neulateinischen Fölkern gangbar, daher man sie nur aus dem Grunde deutsche nennen kann, weil sie in Deutschland ausgebildet wurden und sich am längsten erhilten, obwol sie mit mehr Recht, europäische heißen sollten, haben file Feinde gefunden. Wegen ihrer allgemeinen Ferbreitung möchte es swer darzuthun sein, daß sie in Deutschland erfunden worden seien; sie sind wol, wi der gothische Gesmak in der Baukunst, ein gemeinsames Erzeugniß des Geistes der Zeit im Mittelalter. Man will sie durch di lateinischen ferdrängen, aus dem Grunde, weil das was nicht fom klassischen Boden, und was follends aus dem sogenannten Mönchszeitalter stammt, unmöglich schön sein kann.

Ehe ich jedoch auf eine nähere Fergleichung der lateinischen und deutschen Buchstaben eingehe, will ich hier Bemerkungen Anderer mitteilen.

In der Srift des J. G. J. Breitkopf: Beiträge zu einer Geschichte der Sreibekunst, Leipzig 1801, findet man S. 43 bei Besreibung der Fortsritte der Sreibekunst in Frankreich folgende Stelle: Für di Drukereien hatten bisher di gewönlichen Kursivsriften immer di alte Gestalt behalten, di sie aus der Nachamung der Venetianischen oder Manutiußischen angenommen hatten. Di Batarde aber, welche im forigen Jahrhundert der Sreibemeister Moreau zuerst im Druke brauchte, legte zu der nachherigen bessern Cursiv oder Italique den Grund, welche Fournier der Jüngere zu Paris in der Mitte des jezigen zuerst herforbrachte, und di bisher den Forzug behauptet hatte, bis sie Jacob in Straßburg, und Didot der Sohn in Paris übertrafen und so ferschönerten, daß es kaum möglich sein dürfte, mehrere Schönheit hinzu zu bringen; doch muß man bekennen, das bei so f o l l k o m m e n e r G l e i c h h e i t d e r S t r i c h e u n d d e m f o l l k o m m e n e n E b e n m a s e der Didotschen Italique bei langem Lesen, sonderlich der kleinen Sriften, das Auge leidet und sich ermüdet."

„Di Schönheit der englischen Handsriften Round und Smalhand, besteht hauptsächlich in der starken Abwechslung fon Schatten und Licht,

oder starken und swachen Strichen, womit dise mitjenen ferbunden werden, das schön in di Augen, aber zugleich dem Auge beswerlich fällt, und das Lesen überaus erswert, auch öfters wenn es übertriben ist, unleserlich wird; daher kann dise Handschrift wol durch Kupferstich, aber swerlich durch di Drukerei nachgeahmt werden." Dis trift auch di lateinischen Buchstaben in Fergleich zu den sogenannten deutschen.

S. 69 sagt derselbe: „Man hat sich zu ferschidenen Zeiten, niemals aber mehr als izt, bemüht, Deutschland zu überreden, seine zur Nazionalsrift gewordene Sriftart, aus den deutschen Drukereien zu ferdrängen, und di lateinische Srift, gleich andern Nazionen, di ehemals nur dise deutsche Sriftarten für ihre Landessprache brauchten, auch anzunehmen."

„Unter den neuern Sriftstellern, welche disen Wunsch äuserten, hat es keiner eifriger empfohlen, als Herr Prälat Häfelin, in den drei Abhandlungen, di er über den sich erhaltenen gothischen Gesmak in der deutschen Srift, und dem deutschen Druke; dem Ursprunge der deutschen Buchstaben, und der Fergleichung der deutschen Handsrift mit dem Druke; und der Abweichung

der deutschen Srift fon dem Druke, in dem ersten Bande der Churf. deutschen Gesellschaft in Mannheim, hat einrüken lassen. Er hat aber unstreitig bei dem Eifer seines Fortrags manches übersehen, oder aus einem ferführenden Gesichtspunkte betrachtet."

„Di deutsche Srift ist freilich aus der lateinischen Sriftart entsprungen, di unter den Mönchen in den Köstern gebräuchlich war, dahin di Wissenschaften in den Zeiten der Länder-Verwüstungen ihren Zufluchtort genommen hatten; und der Haß gegen di Gothen, der in Italien alles was nicht mit Gesmak geformt war, Gothisch benannte, hat ihr auch den Namen der gothischen Srift zugezogen: aber sie ist nun dise Mönchs- und gothische Srift nicht mehr, sondern auf einen gewißen Grad ausgebildet. Di lateinische Srift ist bekanntlich aus der griechischen entstanden: aber sie war diselbe schon zu den Zeiten der römischen grösten Herrlichkeit nicht mehr, sondern für ihre Sprache ausgebildet. Di griechische Srift ist unstreitig aus der phönizischen entstanden: aber sie ward in der Zeit, da Sprache, Wißenschaft und Künste der Griechen in ihrer Schönheit und Follkommenheit waren, für ihre Sprache ausgebildet."

„Wer wollte ferkennen, daß di kleinern griechischen und lateinischen Sriftarten durch di Geswindsreiberei entstanden wären, in welchen di grösern Gestalten der Versalbuchstaben ferstekt liegen, so wi in der jezigen deutschen Current Srift di grössere Fraktursrift ligt. Di griechische erhielt im XIII. und XIV. Jahrhunderte di höchste Ausbildung durch di damaligen Calligraphen, di auch Didot mit seiner gekünstelten neuen griechischen Srift nicht ferdrängen wird; di lateinische hat im XV. Jahhundert in Italien ihre Ferschönerung, in unserm jezigen aber erst di follendete Ausbildung in England, Frankreich und Deutschland erhalten."

„Di deutschen Gelehrten hatten fon den Zeiten des Kero an, unstreitig nur einerlei Sriftart, womit sie lateinisch und deutsch sriben: so wi di ersten Buchdruker mit einerlei Srift anfangs beide Sprachen drukten, so lange sie nur eine Art hatten. Kero und di nächstfolgenden deutschen Sriftsteller konnten um so leichter das Deutsche mit lateinischen Buchstaben ausdrüken, da di damalige deutsche Sprache mehr Fokale als Konsonanten brauchte, und der lateinischen Sprache änlicher als nachher war. Man em-

pfand nach der Zeit aber, bei mehrerer Ausbildung der Sprache di Unbequemlichkeit der lateinischen Buchstaben nur zu gut, alle Wörter gehörig damit auszudrüken. One Zweifel würde es leichter mit der griechischen Srift geschehen können, da ferschiedene Buchstaben für di deutsche und den mit derselben ferwandten Sprachen, zu ihrer Aussprache, in dem griechischen, nicht aber in dem lateinischen Alphabete sich befinden. Man bildete aber nachher, durch Ferdoppelung oder Fereinigung mancher Buchstaben neue. Daraus entstund nach und nach dijenige eigentliche deutsche Nazionalsrift, deren Copie wir izt in der Drukerei Swabacher nennen, und mit welcher alsdann alle deutsche Bücher bis ins XVI. Jahrhundert gedrukt wurden. In diser Zeit ward auch di schon ferkleinerte Mönchs- oder gothische Srift unter dem Namen Fractur, mehr ausgebildet und hernach zur Hauptsrift des Drukes erwählt: jene aber nur zur Unterscheidungssrift bestimmt."

„Wenn denn auch ferschidene Nazionen di lateinischen Caracteren angenommen haben: so hat doch keine fon allen ihre Zufridenheit dabei bezeigt. Sowol di Spanier als di Franzosen haben zu erkennen gegeben, daß di lateini-

schen Buchstaben allein nicht zureichten, di Aussprache ihrer Mundart follkommen auszudruken. Di nördlichen Nazionen, deren Sprachen mit der deutschen ferwandt sind, müßen durch Einmischung hinzugefügter Caractere, di nicht in das lateinische Alphabet gehören, ihre Aussprache zu bestimmen suchen."

„Auch di Nazionen sklavonischen Ursprungs, müßen eben dis bei der forgenommenen Feränderung ihrer gewonten Nazionalsrift bekennen. Ob Primus Trubers Fersuch for zweihundert Jahren, seine Cärnther fon der sklavonischen zur lateinischen Sriftart zu gewönen, gelungen ist: kann ich nicht beståttigen. Wi swer aber ward es nicht Peter dem Grosen in Rußland, seiner Natzion eine besser in die Augen fallend Srift zu geben, als di bisherige Sklavonische oder Illyrische war; welches Gemengsel fon Buchstaben aus ferschidenen Sprachcaracteren ward gleichwol daraus, um der Aussprache Genüge zu thun, und welche zu bestimmen, er dem ungeachtet immer noch sklavonische Caractere beibehalten mußte. Fon beiden wird an seinem Orte mehr forkommen."

„Di deutschen Drukereien könnten es gern zufrieden sein, und grosen Aufwand ersparen,

wenn sie mit einerlei Caracteren alle Sprachen, Griechisch, Hebräisch und Arabisch nicht ausgenommen, deren Sriftcaracter gewiß nicht schöner als der deutsche ist, druken könnten. Einige haben es zur Erleichterung, dise Sprachen zu erlernen, schon gewünscht; ob der lateinische Caracter aber allen disen Sprachen angemessen sein dürfte, di Aussprache richtig und genau zu bestimmen: daran mögte billig zu zweifeln sein."

„Ueberhaupt aber ist es ein wahrer Irrthum, wenn man glaubt, daß di andern Nazionen in Europa, bei Anname der lateinischen Srift, di sonst gebrauchte deutsche Srift ganz ferabschiedet hätten. Das Folk hat überall seine einmal angenommene Nazionalsrift in keinem diser Lände ganz ferlaßen; nur dijenige Klaße dafon hat di lateinische Sriftart zum Gebrauch angenommen, di solche durch das Lesen der Bücher in ausländischen Sprachen, denen solche, ihres Ursprungs wegen mehr angemeßen ist, schon gewont worden war. Di andere Klaße list ihre Kirchen. Schul. und di zur ihrer Hausandacht gehörenden Bücher noch immer in ihrer angewonten Sriftart; welche Anmerkung sogar auch bei der neuen Rußischen Sreibart gilt."

„Warum will man einer Nazion eine Sriftart nemen und ferächtlich machen, di der Buchstaben wegen, ihrer Sprache angemeßener ist, als di, welche man ihr dafür aufdringen will?“

Im dritten Bande des neuen teutschen Merkur, fom Jahre 1793, herausgegeben fon C. M. Wieland, findet sich Seite 99 folgende „Apologie der deutschen Lettern, fon einem Ungenannten.“

„Man hat den unglüklichen Einfall gehabt di deutschen Lettern ferbannen zu wollen; ich möchte sie uns zu erhalten fersuchen.“

„Es sei Mönchsſrift, sagt man; alle Nazionen haben sie ferlaßen, wir müßten sie auch abschaffen.“

„Ob sie Mönchsſrift ist oder nicht, das thut zur Sache nichts, wenn sie sonst etwas Gutes hat. Unsre gewönlichen Ziffern sind ja arabischen Ursprungs, und wir zihen sie doch den römischen for. Freilich haben di europäischen Nazionen unsere Srift ferlaßen, aber zu einer Zeit, da sie noch ganz anders aussah als jezt. Sie hätten sie wol nicht ferlaßen, wenn sie di Srift in der Follkommenheit gekannt hätten wi wir. Sie wechselten mit der Srift zu einer Zeit, wo ihre Sprache noch nicht di föllige Ausbildung hatte. und wo es also noch Zeit war,

daß sich di Sprache der Srift und di Srift der Sprache anschmiegen konnte. Dises ist jezt bei uns zu spät. Wir haben sogar Sriftzeichen, di sich in den belibten lateinischen Lettern gar nicht, oder höchst unangenem geben lassen. Mit den Diftongen hilft man sich zur Noth; aber, wi ein Freund fon mir bemerkte, das ß läßt sich in der lateinischen Srift, auser dem Kursiv, gar nicht geben, one einen neuen Charakter dazu zu erfinden, der dann wol swerlich mit den übrigen Karaktern harmoniren würde; denn das ſz ist nicht nur gar nicht der Buchstabe, den wir haben wollen, drükt das gar nicht aus was unser ß bedeutet, sondern sieht denn auch häßlich aus; das ſs wird auch gewiß Niemand für unser ß gelten laßen wollen.

„Aber di Hauptursache, weswegen ich für di Beibehaltung der teutschen Srift bin, ist dise: sie ist den Augen angenemer als di lateinische. Man ferstehe mich nicht unrecht; nicht dem Auge als Beurteiler der Schönheit, sondern den Augen als Organ. Jedermann der ein etwas swaches Gesicht hat, (und deren sind ja unter den lesenden und sreibenden Menschen sehr file) fühlt di Augen mehr angegriffen fom Lesen lateinischer Srift, als fom Lesen der teut-

schen, fon gleicher Gröse, gleicher Swärze, auf gleichem Papir. Mehrere haben dises schon bemerkt, und ich bin gewiß, sehr file werden es gegründet finden, wenn sie darauf achten."

„Was sollte di Ursache sein, warum di teutsche Srift den Augen leidlicher wäre als di lateinische? — Wenn man nur erst fon der Thatsache überzeugt ist, so wird man das warum bald finden. Einige Fingerzeige glaube ich indeßen schon dazu geben zu können."

„Ich fand einst for langer Zeit, bei einem Freunde die schöne Pariser Quart-Ausgabe der Italienischen Dichter. Wer sie kennt wird mit mir übereinkommen, daß sie wol das schönste bisher bekannte Werk der Buchdrukerkunst sei; di typographische Pracht ist daran ferswendet. Das schöne Papir hat nirgends den kleinsten Fehler, di Zeilen sind weit fon einander, und di Buchstaben sind fon einer Reinheit, Schärfe und Form, daß sie weder di gewönliche Didotsche, noch di, wi mir däucht, schönere Baskervilsche, erreicht. Ich las einige Seiten in diesem Buche, und schon in der kurzen Zeit spürte ich, one eben ein swaches Gesicht zu haben, daß mir das Lesen eine unangeneme Empfindung in den Augen ferursachte. Indem ich daher das Buch aus der

Hand legte, sagte ich meinem Freunde: so schön es ist, so möchte ichs doch nicht durchlesen. Ich dachte damals nicht weiter über di Ursache nach.

„Seitdem man hat angefangen file deutsche Bücher mit lateinischer Srift zu drukên. Seitdem hörte ich englische Gelehrte über unsre deutsche Srift klagen, und mich fersichern, deutsche Bücher und deutsche Gelehrsamkeit werde unter ihnen weit angenemer werden, wenn man nur anfangen wolle di gothische Srift abzuschaffen, und das Deutsche dadurch lesbarer zu machen. Seitdem ist man in Deutschland fon dem Extrem des slechtesten Papirs, der stumfsten Lettern, zu dem des prächtigsten Papirs und der saubern Didotischen Srift, selbst für wahre efemerische Produkte unsrer Litteratur, übergegangen."

„Der Strom riß mich mit fort, und zumal bewog mich das, was man mir in England sagte, als ich for einiger Zeit eine kleine Srift herauszugeben hatte, zu dem Entschluße, sie zwar nicht auf geglättetem Papir und mit Didotischer Srift, aber doch mit guten lateinischen Lettern, auf gutes Papir drukên zu laßen. Ich erhielt die Probe fom Titel und fom ersten Bogen. Es ist wol Eigenliebe, daß man bei eignen Arbeiten empfindlich ist auf das, wofon man glaubt

es ferunstalte sie; genug die Proben misfilen mir. Der aus lauter Kapital-Buchstaben bestehende Titel, di filen Z, K, dasz u. s. w. im Texte selbst, machten mir di sonst recht gute lateinische Srift so unangenehm, daß ich augenbliklich meinen Ferleger bat deutsche Sriften zu nemen. Diser Umstand feranlaßte mich indessen über die Forzüge der einen und der andern Srift für uns Deutsche einige Betrachtungen anzustellen."

„Wir haben eine unsrer Sprache durch langen Gebrauch angepaßte Srift; man will sie umtauschen; was werden wir gewinnen? Für Ausländer thun wir damit sehr wenig: denn wer eine fremde Sprache lernen will, der thut auch wol so fil mehr und lernt das Alfabet."

„Für uns selbst entstehen daraus mancherlei Beswerden. Würde es mit Ende dises Jahrhunderts allgemein, daß wir lateinische Srift brauchten; so werden alle deutschgedrukten Sriften dises Sekulums in 50 Jahren zimlich unbrauchbar sein; und unsre Landleute müßen entweder zweierlei Srift lesen lernen, oder man muß ihnen alle Bibeln, Gesang- und Erbauungsbücher u. s. w. nachgerade auch lateinisch druken, und beides wird ihnen swerlich gefallen."

„Aber di Haupturſache bleibt immer diſes: das Leſen der lateiniſchen Srift greift di Augen mehr an als das Leſen der deutſchen, wenn ſich alles gleich iſt. Das was bei jener Ausgabe der italieniſchen Dichter im höchſten Grade war, und deswegen ſo ſnell wirkt, mag denn in aller lateiniſchen Srift in einigem Maſe ſein. Di allzu groſe Schärfe und Reinheit, di ſeltenen Buchſtaben auf dem glänzend weißen Papir, kann wol di Wirkung ferſtärkt haben. Aber di Hauptſache ſcheint mir in der allzu groſen Einförmigkeit der lateiniſchen Karaktere und in ihrer Zirkelförmigkeit zu ligen. Faſt alles iſt in der lateiniſchen Srift entweder geradelinigt oder neigt ſich der Zirkelform, bei den Kapital-Buchſtaben noch mehr wi bei den kleinen. Das o, das e und das Q, C ſind ganz zirkelförmig; am g, d, p, q, nähert ſich was nicht gerade iſt wieder dem Zirkel; ſelbſt das kleine s hat in ſeinen beiden Bigungen etwas Zirkelförmiges; di l, w, v, k, t, x, y, z beſtehen ganz aus geraden Linien, und dei dem m, n, r, ſ, f, h werden die geraden Linien nur durch Bigungen unterbrochen, di meiſt Segmente eines Zirkel ſind. Blos allein der untere Teil des a weicht fon der zirkelförmigen Bigung ab. Sehr

wenig Ekiges ist in der lateinischen Srift. Mir scheint daher di wahre Ursache, warum di lateinische Srift di Augen mehr angreift als di deutsche, ihre zu grose Einförmigkeit, und zumal ihre Neigung zum Zirkelrunden, welches beim langen Anschauen eben sowol unangenehm für di Augen wird als das Smalgestreifte. Bei kleiner Srift fällt dises runde besonders auf, und daher der Ausdruk der Perlsrift."

„Eben weil di deutsche Srift gar nichts zirkelrundes hat, welches auch auser ihrem Karakter wäre, sondern überall länglichrund und mehr Eken hat: so ist, sonderlich wegen des Gebrauchs der filen Kapital-Buchstaben, und weil di geraden Linien oben und unten Ferdikungen haben, mehr Mannigfaltigkeit darin, und darum erträgt ihren Anblik das Auge länger; denn daß swache Auge länger den Anblik des Deutschen als des Lateinischen aushalten, neme ich hier als eine Erfahrungs-Sache an, di man bald erwisen finden wird; und es folgt daraus, das auch gesunde Augen auf di Dauer mehr fom Lesen lateinischer Srift, als deutscher leiden werden."

„Dann wären ja aber di Engländer zu bedauern, sagte man mir, sonderlich bei ihren filen Zeitungen. Ich kann hierauf weiter nichts

antworten als, daß man zuferläßig in England mehr Brillen gebrauchen siht als bei uns. Und wahrlich, wenn man einige Stunden in englischen Zeitungen gelesen hat, so fühlt man doch auch wol eine Zufridenheit di Augen ruhen zu lassen, selbst bei sehr guten Augen. Was sie aber noch erträglich macht ist, daß di Lettern nicht sehr scharf, sondern etwas stumf sind. Allemal, je schärfer di lateinischen Karaktere sind, desto beswerlicher sind sie für di Augen; dahingegen di Schärfe der deutschen Srift den Augen nicht nachteilig ist, wegen ihrer geringern Einförmigkeit."

„Mir scheint immer, daß deutsche Srift ein frischeres Ansehen habe als di lateinische fon gleicher Gröse, und als ob man das Deutsche noch in einer Entferung erkenne, wo das Lateinische schon undeutlich wird. Ein schön gedruktes deutsches Buch, wi etwa Zimmermanns Einsamkeit, di grose Ausgabe, fällt auch gewiß gut ins Auge, und di deutschen Sriften sind wol noch Ferschönerungen fähig, ohne ihr eigentümliches zu ferliren." M.

Diser Apologie hat Wieland folgende Antwort beigefügt:

„Bekanntermaßen hat schon der grose Leibnitz den Gedanken gehabt, daß es wol gethan sein dürfte, di aus allmälicher Ferschönerung der alten lateinischen Mönchsschrift entstandnen sogenannten deutschen Lettern, mit den lateinischen zu fertauschen, deren sich Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer und andere Europäische Fölker schon längst als Srift- und Druk-Zeichen ihrer Sprachen bedinen. Kleist, Bodmer und Gleim waren schon for mehr als fierzig Jahren di ersten, so fil ich weiß, di den Fersuch machten, was das Ansehen eines der grösten Männer unsrer Nazion, nebst der in di Augen fallenden forzüglichern Schönheit der runden Lettern, über eine althergebrachte Gewonheit filleicht erhalten möchte; und binnen diser Zeit, in welcher unsre Sprache und Litteratur überhaupt rasche und grose Fortsritte zur Follkommenheit gemacht hat, ist es auch durch allerlei Abwechslungen endlich mit dem Gebrauch der lateinischen Lettern dahin gedihen, daß dise leztern zwar di sogenannten deutschen nicht gänzlich ferdrungen, aber doch so fil über sie gewonnen haben, daß sie dermalen, fast ausschließlich, zum Druk solcher Sriften und Werke, di man eines schönen Druks forzüglich würdig

hält, oder denen man wenigstens durch eine zirliche Ausenseite eine gefälligere Aufnahme zu ferschaffen hofft, um so mehr gebraucht werden, da durch Baskervill's, Didots und anderer Bemühungen di ferschidenen Arten der lateinischen Lettern an Schönheit der Form ungemein fil gewonnen haben."

„Der Apologist der deutschen Lettern (dessen Namen ich, seinem Willen gemäs, und um so lieber ferswеige, da sein Ansehen nicht wenig zum Gewicht seiner Gründe hinzuthun könnte) ist zu wahrheitliebend, um den lateinischen Lettern den Forzug der Schönheit streitig zu machen, den sie for den deutschen, oder filmehr for der gothischen Mönchsſrift, wi sehr man auch an ihrer Ferschönerung gearbeitet hat, so augenscheinlich behaupten. Auch begehrt er nicht in Abrede zu sein, daß durch di Ferbannung der deutschen Lettern, wenigstens aus denjenigen Werken unserer Litteratur, mit welchen di Ausländer, es sei nun des Inhals oder der Sprache wegen, forzüglich Bekanntschaft zu machen wünschen, ein nicht ganz unbeträchtliches Hinderniß, das, wo nicht alle, doch den grösern Teil diser leztern entweder absrekt, oder ihnen wenigstens unangenem und anstösig ist, aus dem Wege geräumt würde."

„Der Apologist gesteht also den Liebhabern des lateinischen Druks deutscher Sriften di zwei wesentlichsten Beweggründe ein, welche sie zum Behuf derselben geltend machen; und welche in der That föllig hinreichend sind, ihren Forzug for den gothischen zu behaupten, in so fern nicht etwa ein neues, bisher noch fon niemand bemerktes Argument den Sieg auf di Seite der leztern lenken sollte."

„Ein solches Argument glaubt nun unser edler Antagonist in einer Bemerkung gefunden zu haben, worauf seine eigne Erfahrung ihn gebracht hat, nemlich „daß lateinische Drukschriften di Augen in di Länge weit mehr angreifen und ermüden als deutsche." Auch hier wird er uns gern gestehen, daß, sonderlich bei den Englischen und Französischen grosen Tagblättern, wo dise Augenbeswerde sehr auffallend ist, di Hauptursache an dem grauen Papir, den allzukleinen Lettern, der slechten Farbe, oder dem allzueilfertigen Druk liegen könne: aber dagegen ist nicht mehr als billig, daß wir eben so ehrlich gegen ihn ferfahren, und ihm einräumen, daß auch, wenn alles Uebrige gleich ist, ein mit Baskervillschen oder Didotschen Lettern aufs prächtigste gedruktes italienisches Buch di Augen

mehr angreift, als ein mit schönen deutschen Sriften gedruktes. Di Erfahrung scheint ihre Richtigkeit zu haben; nur di Ursache, aus welcher er sich dise Erfahrung erklärt, ist, däucht mich, nicht so einleuchtend, daß der wahre Grund, worauf sie beruhet, nicht filmehr in einem ganz andern Umstand ligen könnte, als in der wenigern Einförmigkeit der deutschen, mit so filen kleinen Eken und Spizen fersehenen Buchstaben. Denn es dürfte, im Gegenteil, noch di Frage sein, ob nicht eben dise filen Spizen einem swachen Auge weher thun, als di abgeründeten Formen, oder di geradern und gleichern Striche der lateinischen."

„Mit einem Worte, der wahre Grund der Erfahrung, worauf sich Herr M. beruft, dürfte wol in derjenigen allzu grosen, und allerdings, in di Länge auch di besten Augen ermüdenden Einförmigkeit des Französischen und Italienischen Druks zu suchen sein, welche aus der Gewonheit entsteht, beinahe alle Substantiva mit kleinen Anfangs-Buchstaben zu druken; als woher es öfters kommt, daß auf einer ganzen Oktav- oder Quart-Seite unter 14 bis 1500 Lettern kaum acht bis zwölf Kapital- oder Unzial-Buchstaben zu finden sind; wi

ich z. B. in den Oeuvres de Voltaire häufig bemerkt habe.*) Neuere eigene Erfahrungen, di ich hierüber angestellt, und besonders di Bemerkung — daß auch ein mit deutschen Sriftformen gedruktes Buch, wenn di Substantiva darin, nach der französischen Mode, mit kleinen Anfangsbuchstaben gedrukt werden, di Augen mehr ermüdet, als wenn es bei der löblichen Gewonheit unsrer Alten (di auch hierin fon einem richtigen Sinne geleitet wurden) belaßen wird, — haben mich in diser Meinung gänzlich bestätiget. Ich glaube also, in sofern 1) in den mit lateinischen Lettern gedrukten deutschen Werken di grosen Anfangsbuchstaben, di zur Manigfaltigkeit und Abwechslung der Formen so fil beitragen, nicht nur beibehalten, sondern eher auf eine schickliche Art ferfilfältigt als fermindert werden; 2) das geglättete Papir nicht einen di Augen blendenden Glanz hat; 3) di Farbe so fein und schwarz ist als möglich; 4)

*) In Marchetti's zu London bei Mackintosch gedrukten Uebersezung des Lukrez ist oft auf 6, 8 bis 10 Seiten hintereinander, kein anderer Unzial-Buchstaben zu sehen, als di, womit jeder Fers anfängt; und es ist nicht zu sagen, wi beswerlich dis das Lesen dises übrigens prächtig gedrukten Buches macht.

di Buchstaben rein und scharf ausgedrukt, *) und 5) nicht an sich selbst zu dünn sind, sondern di gehörige Dike haben: so werde der okulistische Forwurf, den Hr. M. den Lateinischen Lettern macht, zimlich gehoben sein, und gegen di übrigen eingestandenen Forzüge und Forteile der leztern in keine Betrachtung kommen."

„Uebrigens ist ja keine Noth forhanden, daß man for der Hand alles, oder doch auch nur das Meiste, was unsre Preßen in ganz Deutschland beschäftiget, mit lateinischen Lettern druke. Di Fertauschung derselben kann entweder nach und nach, auf eine Art, di den Buchdrukern am wenigsten lästig ist, bewerkstelligt werden: oder di lateinischen Lettern können auch eine Uniform bleiben, wodurch sich Werke des Genius und Gesmaks, Bücher fon forzüglichem wißenschaftlichem Werth, welche hauptsächlich für di Bibliotheken der Libhaber und für di öffentlichen Büchersäle bestimmt sind, fon dem übrigen grosen Haufen der Druksachen unterscheiden."

„Was Hr. M. fon noch möglichen Ferschönerungen der deutschen Lettern erwähnt, er-

*) Denn daß stumfe den Augen wolthätig seien, kann Hr. M. doch kaum im Ernst gemeint haben.

innert mich an di neuesten, mühsamen und kostspiligen Bemühungen des Herrn Unger in Berlin, wofür dem patriotischen und unferdroßenen Eifer dises ferdinten Mannes alle Ehre gebührt; wiwol ich gänzlich gegen mein Gefühl sprechen müßte, wenn ich nicht gestünde, daß mich eben dise Fersuche in der Meinung bestättigt haben, daß Herr Breitkopf dem deutschen Buchstaben bereits alle di Schönheit, deßen er seiner gothischen Natur und Art nach fähig ist, gegeben habe, und daß jeder neue Fersuch, denselben durch Abstumfung seiner Eken den edlen und zirlichen Formen des lateinischen näher zu bringen und ihm gleichwol noch so fil dafon zu laßen, daß er wesentlich fon dem lateinischen ferschieden blibe, nothwendig ferunglüken müße. Meine einzelne Stimme in diser Sache kann der Majorität, wenn sie für di neuerfundenen Lettern entscheiden sollte, keinen Abbruch thun, und ich werde, wenn der Augenschein mich eines andern belehren sollte, der Wahrheit mit Fergnügen huldigen: aber, so fil ich nach den Proben, di mir dermalen for Augen ligen, urteilen kann, müßte ein Buch fon einiger Gröse mit disen neuen deutschen Lettern gedrukt, teils wegen der Unbestimmtheit mancher Buchstaben

und der häufigen stumfen Eken, teils wegen der zu grosen Feinheit der kleinen Züge, di gegen jene desto mehr abstechen, swachen Augen ungleich beswerlicher sein, als irgend ein italienisches oder französisches; eine Sache, worüber ich mir getraue, unsern unbefangenen Apologisten der deutschen Lettern selbst entscheiden zu lassen."

W.

Ungeachtet der Meinung Wielands, ist es doch eine ausgemachte Erfahrung, daß di lateinischen Lettern di Augen auch dann noch mehr angreifen, wenn man die Substantiva gros sreibt, wi ein jeder leider es empfunden haben wird, seitdem so fil deutsche Werke mit lateinischen Lettern gedrukt werden. Dis hat nun den Nachteil:

1) daß di Augenswäche unter den lesenden Personen zunimmt;

2) daß man (wi dis auch in den Ländern, wo man mit lateinischen Buchstaben drukt, in Fergleich zu Deutschland der Fall ist) zum Schaden der Wissenschaften, weit weniger liest;

3) daß di Ferleger (gleich denen des Auslandes), um di Nachteile der Srift erträglicher zu machen, genöthigt sind, beßeres Papir zu nemen, schöner, stärker und gröser zu druken, wodurch di Bücher verteuert werden und also ein neuer Nachteil für di Kultur entsteht, one daß, wi das Lesen des schönsten und am stärksten gedrukten englischen Werkes, es jedem in ein Par Stunden beweisen wird, das Lesen eben so leicht ist, als bei den mit deutschen Lettern gedrukten.

Fon allen Gründen für di lateinischen Lettern ist keiner haltbar, als der gröserer Schönheit. Indessen ist dagegen Folgendes zu bemerken: di Griechen, fon denen uns aller Gesmak im Schönen zugekommen ist, hatten Buchstaben di weniger schön als unsere sind; di Römer, welche mehr srieben, bildeten di griechischen weiter aus; im Mittelalter und besonders in Deutschland srib man noch mehr, und daher ist es gewiß, daß di gröser Ausbildung allein den Uebergang fom griechischen Alphabet zum lateinischen und zu dem deutschen bewirket hat, das also wenigstens der Bekwemlichkeit, wenn auch nicht der Schönheit mehr zusagt. Dis gilt hauptsächlich

fon den Buchstaben, deren wir uns beim Sreiben bedienen; di Franzosen zeigen file Annäherung zu unserer Handsrift; aber ausgemacht ist es, daß di Natur unserer Sprache nicht erlaubt, eben so snell als di Franzosen, mit lateinischen Zügen zu sreiben, one ganz unleserlich zu werden, weil di Buchstaben s, r, u, v, di leicht in einander übergehen, bei uns weit mehr bedeuten, als im Französischen, und undeutlich mit lateinischer Srift ausgedrükt, das Lesen des Gesriebenen sehr swer machen.

Will man der Schönheit alle höheren Rüksichten aufopfern, so ist es doch weit nöthiger in Kleidungen, im Bau der Kirchen, dem griechischen Gesmake zu folgen, als in Büchern, di nicht zum Ansehen, sondern zum Denken Anlaß geben sollen.

Di deutschen Buchstaben sind im Fergleich mit den lateinischen, das, was di jezt so geprisene gothische Baukunst im Fergleich zur griechischen ist. Man kann den Deutschen nicht den Forwurf machen, daß sie sich durch eine eigene Srift unterscheiden wollten, denn di Holländer, Engländer, Italiener und Franzosen haben auch

eine ferschidene, folkstümlich abgeänderte lateinische Srift, und unser Ferbrechen besteht nur darin, sie mehr abgeändert zu haben.

Daß di Ausländer, di mit lateinischen Buchstaben gedrukten Werken weit leichter lesen sollen, als di mit deutschen, ist kaum glaublich *) indem sie

1) auch sogenannte gothische Buchstaben, hauptsächlich zu Ueberschriften, gebrauchen, di den unsern sehr nahe kommen;

2) die kleine Mühe, ein etwas abweichendes Alfabet zu lernen, gering ist, in Betracht zu der Erlernung der Sprache selbst, und durch das weniger di Augen angreifende Lesen deutscher Werke mit deutschen Buchstaben gedrukt, reichlich fergütet wird, zumal wenn sie so slecht gedrukt sind, als manche deutsche Zeitsriften, di durch Papir, Druk und lateinische Srift, fast unleserlich werden.

Wi fil Mühe muß nicht allein dem Ausländer das lateinische s, st, statt des deutschen ſ, s und ſt in Werken machen, di mit lateinischen Buch-

*) Die Rußen und Griechen hätten dann mehr Ursache als wir fon ihrer Srift abzugehen, wenn diser Grund uns dazu bestimmen sollte.

staben gedrukt sind, wenn es zwischen zwei ferbundenen Wörtern steht, und er daher nicht wissen kann, zu welchem Worte es gehört, oder wenn die Ferkleinerungssilbe chen darauf folgt; z. B. in den Wörtern Mittelstand, Bläschen.

Was di Ferleger durch grösern Absaz im Auslande, wenn sie ihre Werke mit lateinischen Lettern druken, zu gewinnen hoffen, ferliren sie reichlich an dem ferminderten Absaz im Inland, indem jeder bei gleicher Güte des mit deutschen Lettern gedrukten Buches, das leserliche, dem unleserlichern forzieht.

Der Einwurf, daß wir nicht an die lateinischen Lettern gewönt sind, ist unrichtig, indem fon den Werken, di wir lesen, wol der fünfte bis dritte Teil mit lateinischen Buchstaben gedrukt ist.

In je gröserer Entfernung eine Srift bei gleicher Gröse noch erkennbar ist, um so beßer ist sie für das Auge. Es folgen daher hier einige Sriftproben fon gleicher Gröse in lateinischen und deutschen Buchstaben.

Man entferne sie nach und nach fon dem Auge und gebe acht, welche Buchstaben am ersten undeutlich werden oder ganz verswinden.

Tertia Fractur.

Von dem Beßern gelte das ꝛc.

Tertia Antiqua.

Von dem Bessern gelte etc.

Tertia gothisch.

Von dem Bessern gelte

Cicero Fractur.

Von dem Beßern gelte das Beste ꝛc.

Cicero gothisch.

Von dem Bessern gelte das etc.

Cicero Antiqua.

Von dem Bessern gelte das Beste etc.

Petit Fractur.

Von dem Beßern gelte das Beste, nicht das Aelteste.

Petit Antiqua.

Von dem Bessern gelte das Beste, nicht das Aelteste.

Petit gothisch.

Von dem Bessern gelte das Beste, nicht etc.

Noch einleuchtender wird der Vorzug unserer Buchstaben, wenn man sie, wi in disen Zeilen geschah, mit den lateinischen in denselben Wörtern zusammen bringt, und besonders in den Wörtern Menschheit, Lettern, stehen.

Anhang und Nachträge.

Ueber das y (zu Seite 7.)

In einigen nördlichen Gegenden Deutschlands vird das i in dem Doppellaute ei kaum merklich in der Aussprache vernommen, so daß man hierdurch an den Gebrauch des Jota subscriptum bei den Griechen erinnert wird, der gegen das 13te Jahrhundert aufkam, vo um die Sväche des i anzuzeigen, in einzelnen Fällen dasselbe untersrieben wurde, z. B. τιμῇ, τιμᾷ statt τιμῆι und τιμᾶι.

Man sieht hieraus, daß der Gang der Sprachausbildung bei allen Völkern so ziemlich derselbe gewesen ist, und eine Aussprache des y wie ij nicht mehr für unser Zeitalter paßt.

Feränderungen der französischen Sprache (zu S. 126).

Auch di Franzosen fühlen das Bedürfniß einer fereinfachten Rechtsreibung, obgleich in diser Sprache es sverer ist, eine grose Feränderung zu machen, veil di Aussprache zu sehr fon der Sreibart abveicht.

Es hat sich in Paris unter dem Forsize des Herrn Marle, Herausgebers des Journal grammatical, ein Gelehrten-Ferein gebildet, um di Vortsreibung der französischen Sprache durch stufenweise Ferbesserungen immer mehr der Aussprache näher zu führen. Der Ferein sreibt bereits: filozofe, èle (elle), dézir, dificulté, home etc. (ungefähr vi di Wolkesche Sreibart bei uns.)

Zwekdienlich väre es, für ou, ai, oi eigene Zeichen einzuführen, etwa ein ü, ä, ö, vodurch eine grösere Kürze der Vörter erlangt vürde.

Beinahe noch vichtiger als grammaticalische Änderungen, väre di Einführung des deutschen Gebrauchs di Hauptvörter mit grosen Anfangsbuchstaben zu sreiben, und eine nach unserer Srift lesbarer gemachte Druksrift.

Uebrigens hat man in der französischen Spra-

che bei sehr filen Vörtern aufgehört, die Buchstaben, di nicht mehr ausgesprochen verden, zu sreiben, und dis mögen dijenigen bedenken, di über di fon uns und andern forgeslagenen Feränderungen das Klagelid anstimmen, daß ein solches Ferfahren gegen di Regel der Abstammung ferstose.

Nachtrag über die Vorzüge der deutschen Buchstaben (zu S. 138).

Um unsere Bücher veniger anstrengend für di Augen zu machen, muß für eine gehörige Abwechslung der langen, kurzen und der grosen Anfangsbuchstaben gesorgt verden, und diser Abwechslung sind di forgeslagenen Neuerungen günstiger, als di bisherige Sreibart. W ist nicht so deutlich als v und di Ferverfung desselben demnach ein Fortheil. Eben so gilt dis fon i für y.

Da ein Fierek mehr in di Augen fällt als ein Kreis, so vürden die Sriftgießer volthun, Buchstaben mit stumfen, diken Enden zu gießen, ohne feine zulaufende Spizen. Daß di lateinische Srift das Auge weit mehr angreift und svächt, behauptet nicht allein der Arzt Mar-

card —, der mindest hierin eine Stimme hat, — sondern auch Kant (von der Macht des Gemüths über die Gefühle, 1798), und mit ihnen auch file Andere, di, ohne ein Hülfsglas zu gebrauchen, fielerlei lesen müssen. Ver sich eines Glases bedint, empfindet dises veniger; noch veniger empfindet man es aber bei Prachtverken, di seltener gelesen und studirt, als angeschaut und zuveilen durchblättert werden.

Di allgemein ferbreitete Meinung, daß di Deutschen ihre Schreibkunst erst von den Römern erlernt hätten, ist falsch, in dem sie schon lange for Christus di Sreibkunst kannten und seit der Bekanntschaft mit den Römern, sovol in der eignen als in der lateinischen und der griechischen Sprache und Srift darzustellen ferstunden, endlich fermischten sie ihre Sriftzüge mit den römischen und griechischen und gestalteten daraus di, voraus di neuern europäischen entstanden sind.

Di meisten Ausdrüke für Sreibmaterialien, z. B. Blak im Niedersächsischen statt Tinte, Buch, Band, Heft, Sriftrolle, Buchstabe, Rune, Runstab, Griffel (ehemals Sreibsachs oder Sreibmesser), Blatt, Blattseite, Zeile und selbst das Wort sreiben, sovi di meisten Aus-

drüke des Malens und Zeichnens sind aus disem Grunde deutsch und ein Beweis, daß di Sreibkunst nicht erst später eingeführt vurde.

Di sämtlichen noch alten Sriftarten (di altgothische, angelsächsische, longobardische, altfränkische), verden fon den Urkundenforschern, selbst den deutschen, bald unter dem Ausdruke barbarische Srift, bald deutsche Nationalsrift begriffen. Den ersteren Namen haben sie nicht etwa vegen ihrer ausgezeichneten Mißform erhalten, — denn di kleinere Büchersrift ist virklich oft schöner, als, in dem folgenden Zeitraume, — sondern veil sie zum Theil fon den Deutschen, den angeblichen Barbaren und seit ihrem Einbruche in die römischen Länder, gebraucht und durch Fermischung ihrer Sreibzüge mit den römischen geformet vorden. Den zveiten Namen verdinen sie mit demselben Rechte, mit dem vir di damaligen Umgestaltungen des ganzen vestlichen Europa's germanische nennen.

Fon dem zwölften Jahrhunderte an bis zum fierzehnten vurde di einfache gerade Büchersrift mit künstlichen Eken und Spizen mehr und mehr ferunstaltet, und daher gebrochene Srift genannt. Nach ihren forzüglichern Urhebern nannte

man sie auch Mönchsrift. Den Namen der altgothischen führt sie nur in so fern, als man den damaligen Gesmak an krausen ekigen Verzierungen, überhaupt den gothischen nennt. In den ersten Zeiten des Bücherdrukes vurde sie fom ganzen vestlichen Europa auch in gedrukten Sriften gebraucht. Aldus Manutius formte jedoch aus der ältern Büchersrift, die schönere runde, welche auch sogleich fon den Italiänern, und bald darauf fon allen Fölkern, deren Sprachen aus der lateinischen stammen, angenommen vorden ist. Sie hieß zuerst di italiänische Srift, nach dem Lande ihrer Erfindung, bei uns Deutschen jezt aber di lateinische, weil alles Lateinische damit gesrieben und gedrukt virð. (Der leztere Name ist in sofern ferführend, als man gewöhnlich glaubt, daß schon di älteren Lateiner sich ihrer bedient). In Deutschland behielt man di ältere Sriftform noch fort, und suchte sie auch, ihren Anlagen gemäs, auszubilden. Di späterhin fon allen Seiten, besonders fom Auslande her, erschollenen Aufforderungen, „diselbe als ein Denkmal alter Barbarei ganz abzuschaffen," hemmten jedoch das rühmliche Beginnen.

Uebrigens sind die lateinischen Sriftarten

bereits sehr ferschieden nach den Ländern und Fölkern und di Handsrift noch abweichender, so daß im Kurzen noch grösere Abweichungen statt finden müßen. Wollte man demnach eine lateinische Srift einführen, so entstände di Frage, welche unter den gangbaren zu välen sei, und alles Streben nach follkommener Einheit der Srift im Sreiben und Sezen in Europa wird fergebens bleiben.

Gibt es eine follkommene Sprache und varum ist eine follkommener als di andere?

Dise Frage hat man bisher nicht gehörig ins Licht gestellt; vir vollen suchen sie deutlicher zu machen.

Sprache ist nichts anderes als eine Aeuserung des Sprachorgans, zu welcher sovol der Mund als auch und zwar noch weit mehr di von Gall im Kopf entdekte Anlage befähigt. Eine ganz follkommene Sprache scheint nun nach diser Erklärung zu schließen, auch di Anlage des Menschen follkommen beschäftigen zu müssen, sie muß mit seiner Anlage übereinstimmen und vie der ein follkommener Turner ist, der alle Bevegungen, deren der Körper fähig ist,

mit Leichtigkeit macht, auch alle möglichen Formen vereinigen. Sie müßte mehr als alle bekannten Sprachen zusammen leisten. Dis thut keine, demnach ist jede ein Bruchstük der möglichen Aeuserung unserer Anlagen und also unfollkommen.

Warum aber eine jede Sprache unfollkommen ist, rührt fon der Unfollkommenheit der Sprachanlagen bei jedem einzelnen Folke, so vi ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Unterschiede, fon physischen Unterschieden im Bau des Mundes, Gehirns, der Lebensart und dem Klima her. Eine jede Sprache, Mundart, ist aus demselben Grunde für di grose Mehrzal der Menschen, welche sie spricht, di passendste, und jede fremde ihnen aufgedrungene unpassend und virdnach und nach fon ihnen umgeändert, vi dis di lateinische, einst in Europa so veit ferbreitete, zeigt.

Ein anderer Umstand ist noch unserer Beachtung verth: das Anpaßen der Sprache zu andern Anlagen des Menschen, di eben bei einem Folke forherschend sind, z. B. zur Dichtkunst, dem Gesang, der Eitelkeit, dem Stolz und endlich den Wißenschaften und zum Leben im Allgemeinen.

Die ältesten Fölker vurden mehr von sinnlichen Neigungen beherrscht; kann es nun auffallen, daß alle alten Dialekte sich mehr zum Gesang, zur Dichtkunst eigneten, daß so file Vendungen und Sezungen aufgegeben vorden sind? Damals var di Sprache ein Gegenstand der Unterhaltung, jezt ist sie eine technische Nothvendigkeit gevorden. Es ging vi mit der Tanzkunst und den Leibesübungen: ehemals suchte man in allen Stellungen sich auszuzeichnen, jezt treibt man di erstere nur aus Noth, der Liebe vegen, und mit so venig Anstrengung, als möglich, und fon den andern fast nur das Ausgehen, vegen der Gesundheit. Ein gleiche Ansmiegung für di Zweke des Lebens hat sich aller Sprachen bemächtigt, venn vir das alte Griechische mit dem Neugriechischen, das Lateinische mit dem Italienischen, Französischen und Spanischen, di altdeutsche und schwedische Sprache mit der jezigen deutschen und der englischen fergleichen.

Vi sehr unsere deutsche Sprache, zum Jammer der Sprachgelehrten, aber zur grösern Bequemlichkeit der Sprechenden, Sreibenden und Lesenden an Mannigfaltigkeit der Vörter und der Sezungen verloren hat, kann man unter

an=

andern aus dem fon E. G. Gräff kritisch herausgegebenen „Krist,“ des ältesten fon Otfrid im 9ten Jahrhundert verfaßten, hochdeutschen Gedichtes, ersehen.

Vörter vi ostarrichi, Oestreich, thero frankono, der Franken, mannogilih, männiglich, silabar, Silber, thiarna, Dirne, fianta, Feinde, felisa, Felsen, akus, Axt, furisto, Fürst, blintilingon, blindlings, ginada, Gnade, Luginari, Lügner, thiononti, dienend, angustitun, ängstegiten, bibinota, bebte, wuntorota, wunderte, gisparetos, gespartest, mit wafanon, mit Waffen, bilidon, bilden, liobosta, liebste, gisungan, gesungen ꝛc. sind im Gesange schöner als di jezzigen, aber für das gewöhnliche Leben mühsam zu sprechen.

Di Deklinazionen varen damals noch vollkommener (oder mühsamer). Es lautete z. B. Seele im Nominativ und Akkusativ sela, der Genetiv selono, der Dat. selon; statt der gute, und die gute, hieß es der guoto und diu guota.

Welche Wörter sind deutsch?

Ohne Zweifel alle, deren Ursprung als deutsch in irgend einer deutschen Sprache nachgewiesen werden kann, ferner auch di, deren Anklang deutsch ist. Wollte jemand eine Sprache durch Versezung der Buchstaben schaffen, und er finge damit an, a und d zu versezen, so wäre ad fremd als Anfangssilbe, da deutsch, und a, d und s würden ads, asd, sda, sad, das, dsa etc., also wenigstens drei deutschklingende Wörter geben: sad, asd, das. Jedes fremde Wort, jedes Wort, das irgend ein Gelehrter selbst erfindet und das deutsch klingt, kann demnach unbedenklich aufgenommen werden. Chlor und Jod so gut, als Thor und Brot.

Di Reinigung soll sich blos auf fremdklinde Wörter erstreken, und auf fremde deutschklingende, für di wir angenehmer lautende ursprünglich deutsche besizen.

Liest man deutsche Wörter ferkehrt, so kommen manche neue und deutsch klingende heraus und schon gangbare. Es können demnach auch auf disem Wege neue Worte geschaffen werden, wenn man in Wißenschaften ihrer bedarf.

Vi können fremde Sprachen am leichtesten gelernt verden?

Neuerdings ist di Hamilton'sche ferbesserte Methode, Sprachen zu lernen, fon einem Franzosen, Jacotot, vieder in Aufnahme gebracht vorden, di den fon uns mitgeteilten Regeln entspricht. Er läßt ein Buch, z. B. den Telemach, in der fremden Sprache ausvendig lernen und dann auch di Uebersezung in der Muttersprache, vodurch Kinder mit venig Mühe einen Reichtum fon Vorten und ihre Sezung lernen.

Gewiß vürde, da ein Gedicht sich leicht merken läßt, das Ausvendiglernen des Virgils und Homers in der Ursprache das Studium des Lateinischen und Griechischen sehr besleunigen. Nebstem vürde di Grammatik gelernt und ein nach der Abstammung geordnetes Vörterbuch gelesen. Ein solches müßte alle Vörter unter einem Artikel enthalten, di z. B. fon Rechnen, Geben ꝛc. herkommen, und da der Stammvörter in jeder Sprache venig sind, könnte man diselben leicht und noch leichter di stets auf ähnliche Weise dafon abgeleiteten behalten.

Sprachen müßen snell gelernt verden, und vo möglich muß der Lernende suchen, in

in fremden Sprachen denken zu können, welches mehr als Sprechen nüzt. Di jezigen Methoden, mit der Erlernung filer Regeln di Zeit zu ferlieren und das Studium in di Länge zu ziehen, taugen daher venig.

Di beste Einrichtung der Aufgaben ist, di Sezung der Vörter und ihre Beugung ganz nach der fremden Sprache einzurichten, so daß der Schüler nur di am Rande bemerkten Vörter, in der Folge der deutschen in der Aufgabe, nachzusreiben hat, und so ungleich mehr Uebersezungen zu Stande bringen kann. Laßen sich di deutschen Vorte nicht auf Art der fremden beugen, z. B. ein leidendes Zeitvort im Lateinischen oder Schwedischen, so könnte man di fremde Endung anhängen, und di deutschen Vörter, di nicht übersezt verden sollen, einschließen.

Ein auserordentlicher Forteil so eingerichteter Aufgaben ist der, daß der Lehrer gar nicht nöthig hat, di Uebersezungen zu korrigiren, da höchstens nur aus Fersehen Fehler forfallen können. Di Regeln lernen sich noch beßer, veil man bei jeder Aufgabe durch di feränderte deutsche Sezung beständig daran erinnert vird.

Der Hauptnuzen des Sreibens der Aufga-

ben besteht wol nur darin, daß es vi das Denken in fremder Sprache virkt, und man dann auch mehr behält, als venn man liest; man muß es möglichst erleichtern, damit di Sreibenden länger in fremder Sprache denken können. Müßen sie über di Regeln nachdenken, lange nachsehen, so geschieht dis in ihrer Muttersprache, und sie kommen aus der fremden.

Uebrigens haben manche Lehrer der französischen Sprache schon di Regel befolgt, di deutschen Aufgaben möglichst nach der französischen Sezung zu sreiben, aber bis jezt noch nicht in der forgeslagenen Ausdehnung.

Velche Sprachen sollten die Deutschen vorzüglich lernen?

Ueber den Verth der alten Sprachen vurde schon früher gehandelt, es bleibt uns nun zu untersuchen übrig, velche fon den neuern besondere allgemeine Berüksichtigung ferdient, di man bis jezt dem Lateinischen zugewandt hat.

Es ist dis ohne Zveifel di Englische. Sie ist mit der deutschen nahe ferwandt, ist leicht zu erlernen, und di Sprache des gebildetsten, glüklichsten und bald auch zalreichsten Folkes

der Erde: der Nordamerikaner. Ueberdis wird sie vol auch Sprache fon ganz Neuholland, eines Teils fon Afrika und Asien. Di französische und alle Sprachen, di fast nur in Europa gesprochen werden, sinken im Fergleich mit derselben immer mehr zu Provinzialsprachen herab.

Einen andern wichtigen Einfluß hätte das Studium des Englischen auf Kräftigung des Muths und Unternehmungsgeistes, da nicht leicht jemand unglüklich sein kann, dem es durch seine Sprachkenntniß leicht wird, in ein zweites beßeres Faterland zu gelangen und fortzukommen.

Das Studium der alten Sprachen hat zwar den Forteil, daß z. B. die lateinische das Ferbindungsmittel der Gelehrten aller Länder ist, obgleich die französische diselben Dienste leistet, und daß, wi di Griechen in der Kunst di höchste Höhe erreicht haben und für alle Zeiten di einzigen Muster eines guten Gesmaks bleiben werden, so auch ihre geistigen Werke di wahren Forbilder jedes wißenschaftlichen Bestrebens, durch Gehalt und Tiefe noch unübertroffen dastehen, und daß dadurch di Bildung eine gemeinsame (einförmige) Richtung bekommt. Indessen können dijenigen, welche es nicht lange treiben, es ni so weit bringen, um einen Autor leicht

zu ferstehen und haben daher keine Aussicht eines erkleklichen Nuzens.

Für dijenigen Schüler, welche di alten Sprachen follkommen gelernt haben, tritt aber der Umstand ein, daß sie eine ganze Jugendzeit fervendet haben, und zu nichts taugen, als zum Sprachlehren. Ihr Virkungskreis ist daher sehr beschränkt; sie hängen fon der Gunst der Regierungen mehr als andere Gelehrte ab, und fergebens ist für sie das Lesen der edlen Aufopferungen der Alten, da sie zu venig unabhängig sind, um ohne höhere Gunst sich forthelfen zu können.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Bemerkungen über die Rechtschreibung . 7

Von dem y . . . 7 (Nachtrag 168)

Von dem ck 11

Von dem tz 14

Von dem ß 23

Vou dem ſſ 30

Von dem ph 33

Von dem v und f 37

Von dem th 40

Von dem ſch vor Konſonanten . . 50

Von dem s zwiſchen zwei verbundenen Wörtern 53

Von den Dehnungs- und Vergröſerungs-Buchſtaben 56

Von den fremden Wörtern . . . 81

Von dem Nuzen der vorgeſchlagenen Neuerungen 87

Von dem Nuzen der Sprachen . . 96

Von dem Gange, welchem die Ausſprache in Europa gefolgt iſt, und folgen wird . 121

Verſchiedene Sprachbemerkungen . . 136

Ueber die deutſchen und lateiniſchen Lettern 138. 170

Anhang und Nachträge . . 168

Veränderungen der franzöſiſchen Sprache . 169

Gibt es eine vollkommene Sprache, und warum iſt eine vollkommener als die andere? 174

Welche Wörter ſind deutſch? . . 178

Wie können fremde Sprachen am leichteſten gelernt werden? . . . 179

Welche Sprachen ſollen die Deutſchen vorzüglich lernen? 181

F. X.
kgl. Hofb
MÜN
Ledererg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leuchs, Erhard Friedrich,

Anleitung zu einer erleichterten verbesserten Rechtschreibung der deutschen Sprache, so wie zur Erlernung fremder Sprachen

Nürnberg 1832

L.germ. 156 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584009-5